VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Euro / 2 Giblinge # 0115

september 2017

MIND LESS
48×3

Tribute to Armin Medosch
Stadtwerkstatt, 9. September 2017

versorgerin Nr. / 115 / SEP 2017 / österreichische Post AG / MZ 15Z040481 M, **VORTEILSTARIF**, Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz

editorial

In einem Gespräch mit Ernst Bloch formulierte Theodor W. Adorno den Gedanken, dass die Vorstellung von der Abschaffung des Todes als Maßstab für die Fähigkeit gelten kann, überhaupt Utopien entwickeln zu können. Vor diesem Hintergrund beschäftigt sich *Paulette Gensler* anhand der Elben mit (Un)Sterblichkeit im Werk J.R.R. Tolkiens, während *Svenna Triebler* technologische Versuche zur Erlangung ewigen Lebens beleuchtet. Das freiwillige Lebensende in Form des Suizid ist Thema des Beitrags von *Melanie Letschnig*, die Émile Durkheims »Der Selbstmord« mit »Hand an sich legen« von Jean Améry kontrastiert. *Felix Riedel* problematisiert die kollektive Verdrängung der Möglichkeit des globalen Atomtodes. Als Nachtrag zum Schwerpunkt der letzten Ausgabe kann der Text von *Magnus Klaue* gelten, der eine gewisse Form von älterem Pessimismus rehabilitiert und gegen dessen moderne Schwundformen verteidigt. *Erwin Riess* lässt Herrn Groll über diverse Kurzsichtigkeiten im Vorfeld der kommenden Nationalratswahl räsonnieren. *Alex Feuerherdt* schreibt über Antisemitismus bei Pax Christi und Anfeindungen gegenüber Mitgliedern der Israelitischen Kultusgemeinde bei einer »Diskussions«veranstaltung in Linz und *Stephan Grigat* über die Expansion des iranischen Regime im Zuge des Kampfes gegen den IS. *Mladen Savić* zeichnet die institutionelle Funktion der Polizei geschichtlich nach, während *David Hellbrück* in seinem zweiten Teil zu den »Staatsverweigerern« gleichsam die an sich selbst irre gewordene Reaktion auf das staatliche Gewaltmonopol untersucht. Er hat außerdem noch Zeit gefunden, für uns das neue Buch von Gerhard Scheit (»Im Ameisenstaat«) zu rezensieren. Bereits letztes Jahr ist der Roman »In die Transitzone« von Elena Messner erschienen – *François Grosso* hat die Autorin zu dessen Themen und Zustandekommen genauer befragt und *Hannes Gießler* analysiert die kommunistische Utopie Ernesto Che Guevaras, dessen Todestag sich am 9. Oktober zum 50sten Mal jährt. Etwa ein halbes Jahr ist es her, dass *Armin Medosch* von uns gegangen ist – da er uns leider keine kluge Kritik mehr zur »Ars Electronica« formulieren kann, haben wir ihm zumindest das Titelbild gewidmet. Auch wird ihm im Rahmen von STWST48x3 Tribut gezollt, das unter dem Motto »MIND LESS« steht. Dieses kann einerseits als Sinnfreiheit im emphatischen Sinn verstanden werden, zum anderen verweist es aber – wie auch einige Beiträge dieser Ausgabe – auf die Frage nach der qualitativen Beschaffenheit von Bewusstsein. Im Zusammenhang mit dem AI-Hype beschäftigt sich damit nicht zuletzt servus.at mit dem Jahresschwerpunkt »Meet the Bot. Feed the Bot!«

Ars brevis!
Die Redaktion

Meet the Bot Feed the Bot

JAHRESTHEMA
SOCIAL BOTS & KÜNSTLICHE INTELLIGENZ
BEI SERVUS.AT

Symposium, 16. - 17. November
servus.at in Kooperation mit Zeitbasierten Medien, Kunstuniversität Linz

Bots als Verbreiter von Desinformation

Falschnachrichten und Verschwörungstheorien – Fake News – sind spätestens seit den amerikanischen Wahlen ein Bedrohungsszenario für die Demokratie. Fake News sind aber nicht ganz neu – sie haben schon in der Vergangenheit Machtverhältnisse aufrechterhalten oder Menschen aufgestachelt. Durch das Internet und vor allem die sozialen Medien hat sich der politische Diskurs zwar demokratisiert, gleichzeitig können sich dadurch auch Propaganda, falsche Tatsachenbehauptungen und Verschwörungstheorien schneller und weitreichender verbreiten. Daran sind automatisierte Computerprogramme, sogenannte soziale Bots, mit beteiligt. Sie können einerseits praktische Dienste leisten, aber auf der anderen Seite Falschmeldungen im Netz viral verbreiten und vorhandene Trends verstärken. Nutzer_innen, die tabuisierte Standpunkte vertreten, bekommen dadurch das Gefühl, mit ihrer kontroversen Meinung nicht allein zu sein.

Wer sind die Autor_innen von Falschnachrichten und welche Interessen stehen dahinter?
Welchen Einfluss haben automatisierte Nachrichten tatsächlich?
Wie können soziale Bots als Verbreiter von Fake News entlarvt werden?
Wie werden wir uns in Zukunft unsere Meinung bilden?
Haben Bots ein Recht auf freie Meinungsäußerung?

Das Ende des Zufalls, Deep Learning

Heutige Computer können durch ihre Rechenleistung unglaubliche Massen von Daten sammeln und auswerten. Nach dem KI-Winter der 1980er und frühen 90er Jahre, als die Forschung zu Künstlicher Intelligenz (KI) stockte, scheinen sich gegenwärtig die Entwicklungen zu überschlagen: selbstfahrende Autos, digitale Assitent_innen wie Siri und Alexa, das Internet der Dinge, Google und seine Wissensverwaltung. Was uns in der digitalen Welt begegnet und vermehrt in unser reales Leben eindringt, ist nicht mehr dem Zufall überlassen, sondern Teil einer unüberschaubaren algorithmischen Intelligenz. Transhumanisten glauben, dass mit der aktuellen Entwicklung der künstlichen Intelligenz die Idee der Unsterblichkeit ein realistisches Ziel ist. In der Wissenschaft und Industrie beschäftigt man sich damit, der Maschine selbständiges Lernen beizubringen und sie »intelligent« zu machen. Mit »Deep Learning« und künstlichen neuronalen Netzwerken macht dieser Zweig der KI große Fortschritte. Wir wollen diskutieren, welche Chancen, Gefahren und Bedrohungen diese – wie viele sagen – neue technische Revolution mit sich bringen wird, aber auch welche Missverständnisse und Fantasievorstellungen im Zusammenhang mit künstlicher Intelligenz in Umlauf sind.

Wie funktioniert Deep Learning?
Welche Ziele verfolgen die unterschiedlichen Player mit dieser Entwicklung?
Welche interdisziplinären Ansätze braucht es für die Entwicklung von KI?
Welche Rolle spielen wir selbst beim Trainieren von Maschinen?
Wie bringen wir den Maschinen bei, sich moralisch und ethisch zu verhalten, wenn wir als Menschen mit unterschiedlichen Wertvorstellungen schon darin versagen?
Wie kann der Prozess aktueller Entwicklungen transparent gemacht werden und die Gesellschaft in diesen Prozess eingebunden werden?

Stereotypes by Design

Menschen neigen schon immer dazu, Dinge und Tiere zu vermenschlichen – wir sprechen mit Autos, Tieren, Geräten und Pflanzen. Die Entwicklung der künstlichen Intelligenz lässt eine neue Startup-Szene aufblühen. Digitale Assistent_innen boomen und begleiten unser smartes Leben. Sie haben Namen, Stimmen und Charakter. Ob Siri, Alexa oder Cortana, alle haben eine Geschichte. Mit der Vermenschlichung von Software kommen unweigerlich menschliche Vorurteile und Wertvorstellungen ins Spiel – unter anderem über Geschlechterrollen. Die Maschine ist nicht neutral, sondern ist eingebunden in gesellschaftliche und politische Kontexte und Machtverhältnisse.

Welche Auswirkung haben »Stereotypen by Design« auf die Vorstellung von Rollenbildern?
Welche Überlegungen stehen hinter der Entscheidung beim Design?
Ist das Argument »Weibliche Stimmen und Eigenschaften verkaufen sich besser« haltbar?
Wie wünschen wir uns, dass Software mit uns interagiert?
Was könnte Software selbst dazu beitragen, unsere Vorurteile und Biases aufzubrechen?

AI, Bots & Art

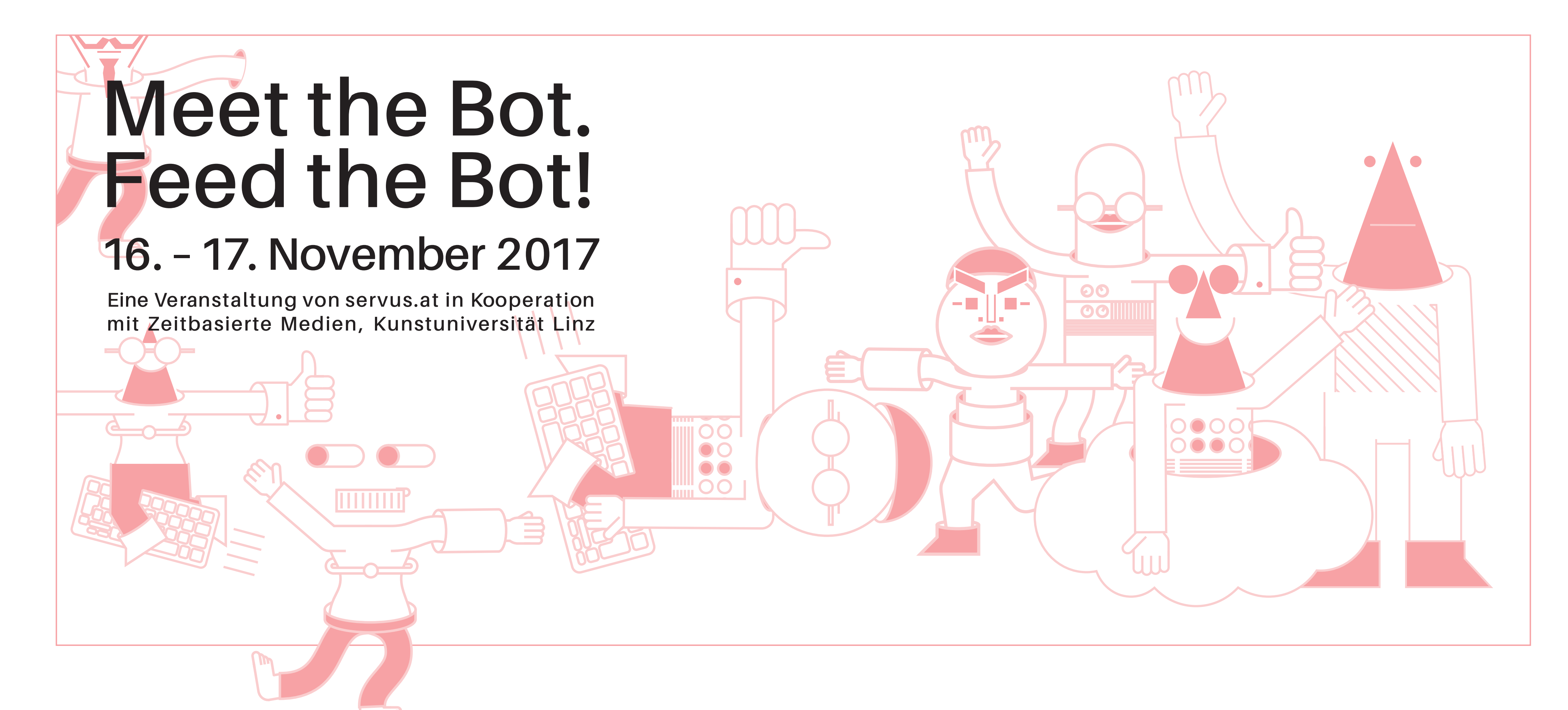
Entlang der Fragestellungen, die wir im Rahmen des Symposiums entwickeln, laden wir Künstler_innen ein, ihre Auseinandersetzungen und Überlegungen über künstliche Intelligenz mit uns zu teilen. Sie beschäftigen sich mit den Phänomenen des Datensammelns, der Automatisierung von Ideen, der Dekonstruktion von Machtpositionen, investigativer Recherche, mit der Poesie der Maschine und vielem mehr.

Freie offene Werkzeuge machen es möglich, Projekte außerhalb der bestehenden Industrie zu realisieren und sich so an einem aktuellen Diskurs über das Verhältnis Mensch-Maschine aktiv zu beteiligen.

http://research.radical-openness.org/2017/

Artwork: Meet the Bot Feed the Bot, Christoph Haag
https://twitter.com/makebotbot

Ein Projekt von Valie Djordjevic & Us(c)hi Reiter, servus.at



Herr Groll und die Drei-Kaiser-Schlacht

»Was in der Welt für Ekel und Abscheu sorgte, war in Österreich nichts als die vor sich hin köchelnde Ursuppe, das ewigbraune Politgulasch.« Von *Erwin Riess*.

Fünfzig Kilometer östlich von Brünn schlenderten der Dozent und Herr Groll durch einen Schlosspark. Den unbefestigten Weg säumten ausladende Eichen, morsche Eschen und einige alte Platanen. Gemessenen Schrittes näherten die beiden Freunde sich dem Schloß Slavkov u Brna, das auch unter dem Namen Austerlitz bekannt ist. Das Schloß sei die Heimstätte eines berühmten österreichischen Adelsgeschlechts, erzählte der Dozent. Wenzel Anton Graf Kaunitz sei einundvierzig Jahre lang Staatskanzler und engster Berater Maria Theresias gewesen; er habe gegen den Widerstand der Kirche und Teilen des Hochadels weitreichende Reformen im verzopften Habsburger-Staat durchgesetzt. Da Groll, der besorgt nach den Eschen blickte, nicht reagierte, wechselte der Dozent das Thema.

»Haben Sie gehört, daß es auf dem Jakobsweg in Spanien zu Prügeleien zwischen Pilgern und Einheimischen gekommen ist? Letztere beklagen den Massenandrang und als Folge davon gestiegene Mieten und Restaurantpreise.«

Groll schüttelte den Kopf. »Ich habe nur von den Protesten der Einheimischen in Städten wie Venedig, Barcelona und Salzburg gehört. Deswegen sind wir ja nach Mähren aufgebrochen. Touristen sind hier so selten wie Nashörner.«

Sie bogen um den Seitentrakt und fanden sich vor der Gartenfront des sattgelben Schlosses wieder. »Ihre Hoffnung hat sich erfüllt.« Der Dozent wies auf vier leere Tischchen vor der Schloßrestauration. Nach zwei Espressi, die italienische Qualität aufwiesen, gingen die beiden zum mährischen Landwein über. Auch über diesen waren sie voll des Lobes. Groll nahm einen Folder vom Tisch und las laut: »Am 2. Dezember 1905 wurde auf den schneebedeckten Feldern von Austerlitz die berühmte Drei-Kaiser Schlacht geschlagen. Napoleon drängte zur Schlacht, bevor die österreichischen und russischen Truppen sich zur Schlachtordnung vereinigt hatten. Fünfzehntausend Soldaten blieben tot auf dem Schnee zurück, davon waren ‚nur' zwölfhundert Franzosen.« Er legte den Prospekt zur Seite.

»Verehrter Dozent, Sie können dies und die Vorgeschichte der Schlacht bei Tolstois ‚Krieg und Frieden' nachlesen; vom Rückzug der russischen Truppen am Inn bei Braunau über Linz, Stadt Haag, die Wachau, Hollabrunn und Schöngrabern – bis eben nach Austerlitz.«

Der Dozent hatte sich erhoben und ging vor Groll auf und ab, die Hände hatte er auf dem Rücken gefaltet. Auch am 15. Oktober werde es zu einer Drei-Kaiser Schlacht kommen, sagte er im Tonfall einer amtlichen Verlautbarung. Schauplatz sei das Bundeskanzleramt zu Wien, er sehe Sebastian Kurz in der Rolle Napoleons, Christian Kern und seine bröckelnde Sozialdemokratie stünden für den zögerlichen österreichischen Kaiser Franz II. und das marode Reich und die FPÖ mit Heinz Christian Strache für den russischen Kaiser Alexander I. und dessen greisen Heerführer Feldmarschall Kutusow, der am Vorabend von Schlachten während der Strategiebesprechungen gern einzuschlafen pflegte.

»Wenn wir davon ausgehen, daß der ehrgeizige Außenminister wie von den Auguren vorausgesagt einen *landslide victory* einfährt und die anderen Parteien abgeschlagen landen, ist der Weg zur zweiten Schwarz-Blauen Koalition ebenso vorgezeichnet wie der Vorstoß des auf diesen Feldern siegreichen Napoleons ins Herz des russischen Kernlands.«

Das möge sein, sagte Groll und wiegte nachdenklich den Kopf. »Was, bitte, ist ein …«

»Ich bitte um Verzeihung, ein *landslide victory* ist ein Erdrutschsieg.«

»Natürlich«, gab Groll zurück. »Wie konnte ich das vergessen!«

»Die Freiheitlichen werden sich mit Norbert Hofer als Sozialminister und H. C. Strache als Innenminister zufriedengeben«, fuhr der Dozent fort. »Und die SPÖ-Abgeordneten werden sich gemeinsam mit einer stark geschwächten grünen Truppe auf den Oppositionsbänken niederlassen. Auf den Verbleib von Christian Kern setze ich keinen löchrigen Heller, aber auf Kerns Nachfolger Doskozil wette ich einen Maria-Theresien-Taler.«

»Die korrekte Phrase heißt laut Österreichischem Wörterbuch ‚keinen lukerten Heller'. Löchrig ist allenfalls ihr Sprachgedächtnis«, erwiderte Groll.

»Im Übrigen wäre ich Ihnen sehr verbunden, könnten Sie mit dem Dauerlauf aufhören!«

»Natürlich!« rief der Dozent. »Wie konnte ich das vergessen. Und das mir, der ich Germanizismen verabscheue.« Er nahm am Tischchen Platz, Groll nickte ihm zu. »Sie könnten aber mit Ihrem Drei-Kaiser-Vergleich recht haben«, fuhr er fort. »Ein triumphierender Napoleon überstrahlt eine müde und zerstrittene Sozialdemokratie und die Burschenschafter-Riege der FPÖ. Und die Verlierer werden von ihrem Troß an Glücksrittern, Intriganten und Sesselklebern bestürmt, so weiterzumachen wie bisher, weil dies als Garantie für Posten und Pfründe erscheint.« Er nahm einen ordentlichen Schluck vom Rotwein. »Die kommende Schmierenkomödie lässt sich an einer Schlüsselfigur trefflich veranschaulichen.«

»Fahren Sie bitte fort.« Der Dozent setzte sich zurecht.

»Ich nenne Ihnen jetzt drei Aussprüche, getätigt innerhalb weniger Sekunden, von ein und demselben Mann bei der Vorstellung als Sebastian Kurz die Nummer drei auf der ÖVP-Bundesliste präsentierte. Das erste Zitat lautet: ‚Sebastian Kurz ist ein großer Umsetzer'. Dies über jenen Mann, der in seiner siebenjährigen Regierungszeit als Integrationsstaatssekretär und Außenminister keine einzige Reform durchgeführt hat; auch die Schließung der Westbalkan-Route für Flüchtlinge, die er so gern für sich reklamiert, ist bekanntlich nicht auf seinem Mist gewachsen. Und nun das folgende Doppelzitat: ‚Wir müssen Österreich enkelfit machen, daher ist es Zeit, daß wir ins Tun kommen'.«

»Lassen Sie mich raten«, sagte der Dozent, nachdem auch er dem Wein zugesprochen hatte. »So spricht ein pickelübersäter Jugendlicher, dem die Hormone das Hirn vernebeln.«

»Das, verehrter Kollege, ist leider falsch. Der Mann, der sich in der beschriebenen Art äußert, wird Anfang Oktober dreiundsechzig Jahre alt. In den neunziger Jahren war er Bürochef des Kärntner Landeshauptmanns und Direktor des freiheitlichen Parlamentsklubs, als Jörg Haider die erste xenophobe Welle auf die Bevölkerung losließ. Jeder Tag ein brauner Spruch wurde zu seinem Markenzeichen. Er zermürbte damit seine Landsleute, die seit jeher für braunes Gedankengut anfällig sind. Bald nahm kaum jemand mehr daran Anstoß. Die Medien kamen mit der Auflistung der verbalen Attacken durch freiheitliche Würdenträger nicht mehr nach, was zur Folge hatte, daß die Empörung im selben Maß sank wie die Gewöhnung zunahm. Mit Unverständnis und Wut reagierte daher die Volksgemeinschaft auf die Bezeichnung der FPÖ in ausländischen Medien als rechtsextrem oder NS-affin. Was in der Welt für Ekel und Abscheu sorgte, war in Österreich nichts als die vor sich hin köchelnde Ursuppe, das ewigbraune Politgulasch. Bekanntlich wird jedes Gulasch durch neue Zutaten von Tag zu Tag kräftiger, so auch in diesem Fall. Angesichts der sogenannten Flüchtlingskrise wird der übelriechende Brodem, welcher der heimischen Politleibspeise entweicht, mit jedem Tag ekelerregender und giftiger. Der Lienzer Jurist Josef Moser, denn von diesem Mann spreche ich, war im engsten Kreis der Haiderianer und galt als einer der Architekten der ersten Schwarz-Blauen Regierung.



Sebastian Kurz präsentiert den Billa Hausverstand als letzten Quereinsteiger.

Diese hievte Moser zuerst in den Vorstand der Bundesbahnen und beförderte ihn zwei Jahre später zum Präsidenten des Rechnungshofes. Sein Nuscheln im Verein mit seiner originellen Ausdrucksweise wird durch den hyperventilierenden Vortrag nur verstärkt. Seine Ratschläge wurden von den Adressaten in Ministerien und Behörden mit freundlichem Unverständnis aufgenommen. Der Mann hat ein Anliegen, aber wir wissen nicht welches, sagten sich die hohen Beamten, was für ein Glück, wir können ungestört im alten Trott weitermachen.«

»Geschätzter Groll, gerade Sie sollten behinderte Zeitgenossen nicht dem billigen Spott der Öffentlichkeit aussetzen.«

»Nicht alles, was das Leben auszeichnet, ist eine Behinderung, verehrter Freund« versetzte Groll. »Man kann den menschlichen Haupttriebkräften Dummheit, Gier und Unterwürfigkeit ihren Platz belassen ohne gesundheitliche Kriterien zu bemühen.«

»Sie gehen also davon aus, daß Moser Finanzminister der neuen Koalition wird«, sagte der Dozent. »Was aber geschieht mit Herrn Schelling?«

»Er hat mehrfach erklärt, bei einer Regierungsbeteiligung der FPÖ nicht zur Verfügung zu stehen. Man sollte ihm Glauben schenken. Nicht erst seit dem Hypo-Debakel hat er von blauen Wirtschaftskalibern die Nase voll. Aus den Kalibern wurden rasch Empfänger von Kassibern. Immerhin hat er die Folgen des Kärntner Debakels für die Republik verhandelt. Außerdem ist er ein unabhängiger Kopf, so etwas ist in der neuen ÖVP-Bewegung nicht besonders gefragt, die Loyalität zu Sebastian Kurz geht da vor.«

»Wir müssen also damit rechnen, daß der rot-grüne Block bei der Wahl scheitert. Er wird zu einer qualifizierten Minderheit verkommen.«

»Das Adjektiv ‚qualifiziert' würde ich streichen«, erwiderte Groll.

»Es war im Sinne, von ‚starker Minderheit' gemeint.«

»Sage ich doch, ich würde es streichen«, beharrte Groll.

Einige Reiher näherten sich im Formationsflug. Der Dozent sah den Vögeln nach, die über dem Schloß verschwanden. »Es soll hier Fischteiche geben«, sagte er.

»Während der Schlacht brachen hunderte Soldaten durch das Eis und ertranken, niemand wollte die Fische mehr essen. Also wurden die Teiche zugeschüttet.«

Woher er das wisse, fragte der Dozent. Groll reichte ihm den Prospekt.

Der neue »Groll«

Vor kurzem erschien von Erwin Riess der sechste Groll-Roman »Herr Groll und die Stromschnellen des Tiber« im Otto Müller Verlag. Eine Rezension folgt im nächsten Heft.

Teufel mit Schellen, Narren mit Hörnern

Warum der Pessimismus als Lebenslehre inhuman, als Impuls von Erkenntnis aber unhintergehbar ist, erläutert *Magnus Klaue.*

Der Pessimismus in seiner populären Form ist eine Lebenslehre, darin nicht unterschieden von Hedonismus, Epikureismus und anderen philosophischen Schulen einer Zeit, als die Philosophie sich von den Erfordernissen der Praxis noch kaum emanzipiert hatte. In gewisser Weise ist er sogar eine Lehre vom guten Leben. Von allem Kommenden das Schlimmste zu erwarten, präventiv in jeder Lebenslage zu unterstellen, dass der Mensch dem Menschen ein Wolf sei, Sittlichkeit und Moral als bloßen Schein zwecks Verschleierung egoistischer Interessen und alles Streben für eitel anzusehen, erfüllt in solchem Pessimismus die Funktion der Unlustvermeidung. Es ist eine Form der Selbstpanzerung, darin am ehesten dem Stoizismus verwandt. Wie der Stoiker in vorauseilender Mimesis ans Anorganische zu Lebzeiten jene Starre einübt, die er zu Unrecht (denn was gestorben ist, zersetzt sich und verfällt) für ein Charakteristikum des Toten hält, so übt sich der Pessimist in Illusionslosigkeit, um nicht enttäuscht werden zu können. Telos dieses Pessimismus ist nicht die Negativität, sondern die Indifferenz, die Unansprechbarkeit des Subjekts sowohl für Augenblicke des Glücks wie der Trauer.

Wahrscheinlich deshalb war solcher Pessimismus für lange Zeit ein Privileg der Männer. Prominente Frauen, bei denen der gesunde Menschenverstand eine pessimistische Haltung vermutet, werden immer noch (wie es mit unterschiedlicher Berechtigung Gisela Elsner, Elfriede Jelinek, Unica Zürn geschehen ist) als Zynikerinnen halb gelobt, halb erniedrigt. Unprominente Frauen mit ähnlicher Disposition gelten als frustriert und emotional verkrüppelt, sei es in Folge schlimmer Kindheitserlebnisse oder der Wechseljahre. Viele der schärfsten misogynen Urteile über Frauen stammen von Autoren des Pessimismus: Arthur Schopenhauer, E. M. Cioran, Guido Ceronetti und Thomas Bernhard, in der unteren Liga Eduard von Hartmann oder Otto Weininger. Das hat seinen Grund nicht nur darin, dass die Pose des Unenttäuschbaren überzeugend nur annehmen kann, wem das Herrschen als naturgeschichtliches Erbe selbstverständlich ist. Vielmehr besteht ein inniger Zusammenhang zwischen dem Pessimismus als Lebenslehre und der Verachtung des Organischen, des gleichsam bloß Lebendigen, dem die Frauen mit ihrer archaisch anmutenden Fähigkeit zum Gebären wie selbstverständlich zugerechnet werden.



Der »Nachteil, geboren zu sein« in Stein gemeisselt: Grab von Emil Cioran auf dem Friedhof Montparnasse

Tierliebe und Frauenhass

Triebhaft und instinktverfallen, stehen die Angehörigen des weiblichen Geschlechts den populären Pessimisten zufolge den Tieren näher als den Menschen. Schopenhauer schrieb über die Frauen: »Das niedrig gewachsene, schmalschultrige, breithüftige und kurzbeinige Geschlecht das schöne nennen konnte nur der vom Geschlechtstrieb umnebelte männliche Intellekt: in diesem Triebe nämlich steckt seine ganze Schönheit.« Weininger hielt in der für ihn typischen lakonischen Kürzelsprache fest: »W ist nichts als Sexualität, M ist sexuell und noch etwas darüber.« Und Cioran dekretierte: »Das Weib ist ein der Kultur und des Geistes unfähiges Tier.« Von Schopenhauer bis Bernhard gilt den populären Pessimisten das Gebären als schändlicher Akt, und für den »Nachteil, geboren zu sein« (Cioran), werden die, die nun einmal allein gebären können, kurzerhand mitverantwortlich gemacht. Der Pessimist erkennt im Sog der ersten Natur, der sich in der Frau vermeintlich verkörpert, die Affinität zum Todestrieb, mit dem er sich in seiner Weigerung, auf die Offenheit der Zukunft zu vertrauen, selbst verbrüdert hat. Schuld am unerträglichen Leben sind für ihn nicht die Umstände, die es unerträglich machen, sondern die Geschöpfe, aus denen es gekrochen ist, weil es bis heute nicht anders geht. Die Verachtung des Kreatürlichen und die Verachtung einer lebensfeindlichen Wirklichkeit verbinden sich, indem sie in den Frauen ihr gemeinsame Hassobjekt finden.

Die Frauen verächtlich in die Nähe der Tiere zu rücken, hindert dieselben Pessimisten nicht daran, zugleich große Freunde der wirklichen Tiere zu sein. Wichtigster Referenzpunkt von Schopenhauers Mitleidsethik ist das erbarmungswürdige Leben der Tiere, Ceronetti hat als überzeugter Vegetarier Schlachthöfe mit Konzentrationslagern verglichen. Spuren solcher Misanthropie im Deckmantel der Tierliebe finden sich heute nicht nur bei Tierschützern und Berufsveganern, sondern etwa auch bei selbsternannten Zoophilen, Leuten also, die dafür eintreten, nicht nur mit Tieren Sex haben zu dürfen, sondern diese Verbindung auch noch juristisch anerkennen lassen zu können. Während die Frauen dafür verachtet werden, dass sie den Tieren vermeintlich nahe, aber eben doch irgendwie von ihnen unterschieden sind, werden die Tiere dafür geliebt, dass sie keine Menschen sind, was im Grunde nur bedeutet: dass sie unter den Menschen stehen, dass die Menschen mit ihnen nie dieselben Scherereien haben wie miteinander. Die sich mit defätistischem Pathos von der bestialischen Menschheit abwenden, hassen in Wahrheit an den Menschen, was in ihnen die Tierwelt transzendiert. Selbst wo sie scheinbar zu Bestien werden, sind die Menschen nicht einfach wie Tiere, sondern werden zu etwas Schlimmerem. Im Guten wie im Bösen bestimmen sie sich in ihrer Nichtidentität mit dem Tier; diese Nichtidentität, die Unterschiedenheit in der Ähnlichkeit, ist es, die der populäre Pessimismus nicht bedenken möchte, weil er darin sein eigenes Unrecht erkennen würde.



Gerade seine Reflexionsverweigerung macht solchen Pessimismus beliebt. Nicht nur, weil kaum ein Mensch mehr liebenswert, sondern auch, weil kaum jemand mehr zur Liebe fähig ist, kommt ostentativer Menschenhass jederzeit gut an. Jeden zu verhöhnen, der einem gerade nicht in den Kram passt, den arglosen Nebenmenschen auf der Straße oder in der Bahn als Verkörperung der kollektiven Verblödung, deren Inkarnation in Wahrheit immer zu allererst man selbst ist, der Häme und Verachtung preiszugeben, ist den Zeitgenossen nicht mehr Anlass zu Scham oder gar Selbstreflexion, sondern wurde längst zum Vollzeitjob von Slammern, Kolumnisten und Satirikern. Der Unterschied zur Epoche von Cioran und Ceronetti ist nur, dass die Misanthropie mittlerweile geschlechterpolitisch liberalisiert wurde und auch Frauen, sofern sie den männlichen Steißgesichtern des Kulturbetriebs in grundlosem Stolz, blinder Verachtung und sprachlicher Unfähigkeit ebenbürtig sind, mit ihrem ausgelebten Menschenhass auf eine Massenanhängerschaft hoffen können. Was sich für witzig haltende Bloggerinnen und Schreiberlinginnen über »Männers« absondern, ist nichts als Misanthropie, die sich aus Gründen von Zufall und Opportunität an Männern statt an Frauen austobt. Deshalb bevölkern heute immer mehr gewissenlose Schmäh- und Hassexperten jederlei Geschlechts die Klein- und Großkunstbühnen, schmieren Blogs und Magazine mit ihren stereotypen Idiosynkrasien voll und mokieren sich, je vorbehaltloser sie das schlechte Ganze bejahen, umso unbefangener in schlechtem Deutsch über belanglose Einzelheiten des Alltags.

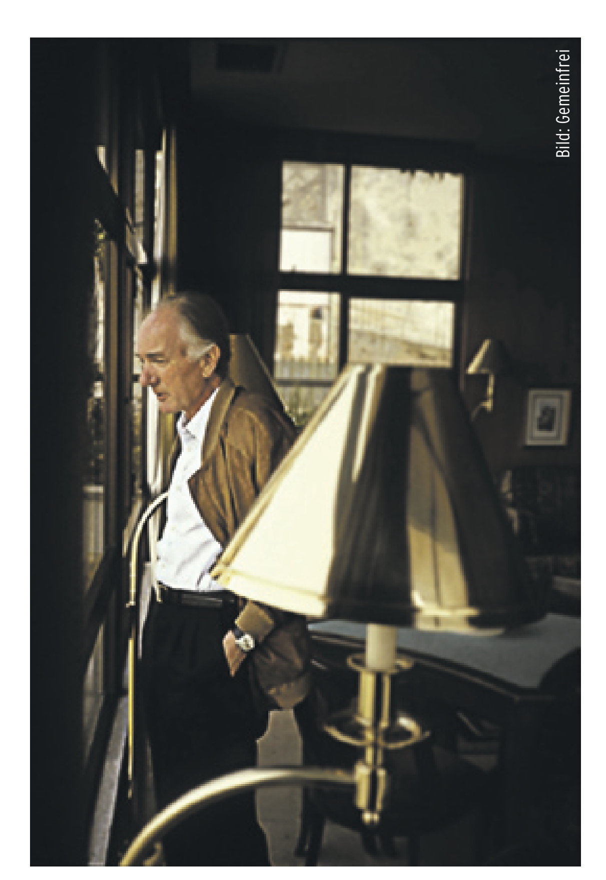


Misanthropie und Ironie

Ein beliebter Bolzplatz populärer Pessimisten ist, was sich missverständlich immer noch Satire nennt. Weil er insgeheim weiß, wie gut sich seine Haltung mit dem herrschenden Prinzip des Daseins vereinbaren lässt, ist der populäre Pessimist in den meisten Fällen ein Witzbold, in neuer Zeit immer häufiger eine Witzboldin. Oder wird es zumindest im Laufe der Karriere. Cioran hat den ihm adäquaten Stil des aphoristischen Bonmots in den fünfziger Jahren gefunden, nachdem er vom Rumänischen ins Französische gewechselt und das schmalzige Pathos seiner Frühschriften durch das Stilideal der *clareté* ausgetauscht hatte. Einhergegangen war damit eine ideologische Konversion. Der junge Cioran war überzeugter Faschist und in den vierziger Jahren Anhänger der »Eisernen Garde« gewesen; der ältere verstand sich als dunkler Erbe der französischen Moralisten. Mit dem Stilregister hatte sich vermeintlich auch seine Haltung gegenüber der Wirklichkeit geändert. Aus dem heroischen Kämpfer, der sich nicht anders denn hundertfünfzigprozentig mit einer Sache zu identifizieren vermochte, schien ein schlitzohriger Ironiker geworden zu sein, der seiner Menschenverachtung immer wieder überdrüssig wurde. In »Der zersplitterte Fluch« resümierte Cioran sein Werk 1987 halb enttäuscht, halb zufrieden mit den Worten: »Ich bildete mir ein, zu meinen Lebzeiten dem Verschwinden unserer Gattung beizuwohnen. Aber die Götter waren gegen mich.« Und rang sich sogar eine altersweise daherkommende Sympathieerklärung an die Mitmenschen ab: »Aller überdrüssig.

Aber ich lache gerne. Und ich kann nicht allein lachen.«

In Wahrheit ist die ironische Pose des Pessimisten gegenüber seiner eigenen Misanthropie nur die reflexiv erweiterte Spielart der willkürlichen Verfügungsgewalt über alles und jeden, die sich im pessimistischen Pathos ungebrochen und roh, noch pubertär gleichsam, artikulierte. Der unreife Pessimist ist ein Pathetiker, der reife hat sich zum Ironiker gemausert. Doch seine Ironie macht mit dem eigenen Prinzip nicht ernst, weil dem Pessimisten die Fähigkeit, sich als Fremden zu sehen und im als fremd Abgespaltenen das Eigene anzuerkennen, naturgemäß abgeht. Gerade in dieser Fähigkeit besteht das kritisch-destruktive Potential der Ironie, deren Subjekt sich geradezu dadurch bestimmt, dass es mit dem Bezweifeln bei sich selbst nicht haltmacht. Die Ironie des Pessimisten dagegen ist aufbauend statt zerstörerisch. In ihr klopft das die Welt und die Menschen hemmungslos schmähende Subjekt, indem es verschmitzt suggeriert, es sei ja selber oft ein rechter Halunke, sich selbstbewusst auf die Schulter. Der Gestus ironischer Selbstzufriedenheit ist es, der die späten, häufig für ihren komödiantischen Zug besonders gelobten Romane Thomas Bernhards (allen voran das notorisch überschätzte »Holzfällen«) gegenüber Bernhards früher Prosa aus den sechziger und siebziger Jahren schwach und schal erscheinen lässt. Der ironisch gewendete Pessimismus befeuert nicht die Destruktivität, sondern bringt an den Tag, dass es mit dieser bei den populären Pessimisten nie weit her gewesen ist. Die selbstzufriedene Ironie transzendiert nicht den Pessimismus, sondern spricht die Wahrheit über ihn aus: Er war nie viel mehr als ein Mittel des einer grauenerregenden Wirklichkeit gegenüberstehenden Subjekts, trotz allem mit sich selber einverstanden zu bleiben; Verachtung als Affirmation.



Thomas Berhard

Die aktuelle Erscheinungsform dieser Haltung, die gegenüber Bernhard und Cioran zugleich eine Zerfallsform darstellt, ist die erfahrungslose Borniertheit, die sich für satirisch, bösartig und radikal hält, tatsächlich aber unverhohlener Ausdruck von Hass auf die Wahrheit ist. »Krieg gegen unsere Art zu sterben« lautete ein Titel, mit dem die abgehalfterten Reste des *Titanic*-Stammtischs (der in puncto Gendermainstreaming noch immer nicht auf der Höhe seines gleichermaßen regredierten Publikums ist) im Dezember 2015 selbstredend ironisch auf die Menschheitsgefahr des islamischen Terrorismus antworteten, oder besser: vor ihr kapitulierten. Illustriert war das Cover mit dem rauchenden Helmut Schmidt, zwei gefüllten Biergläsern, zwei Rentnern mit Rollis und einem gegen einen Baum gefahrenen Auto. Wo alte Menschen lust- und hilflos vor sich hinvegetieren, Alkohol- und Nikotinsucht zum Alltag gehören und die Gefahr, bei einem Unfall zu sterben, so hoch ist wie in den westlichen Staaten, da ist es solch satirischem Unmenschentum zufolge die Aufregung nicht wert, wenn bewaffnete Vertreter der Friedensreligion hin und wieder mal Café-, Club- oder Supermarktbesucher abschlachten, die es angesichts des Zustands der Zivilisation im Grunde gar nicht recht verdienen, zu leben. In solcher Infamie kommt der populäre Pessimismus zu sich selbst, der schon in seinen sublimeren Formen stets dazu tendierte, den Unmenschen ein langes Leben, den kümmerlichen Resten des Lebendigen aber ein baldiges Verrecken zu wünschen. Indem keiner es merkt und alle, in der Verschmelzung von Hybris und Menschenhass vereint, herzlich miteinander lachen, stimmen sie sich schon mal auf eine Zukunft ein, die gemütlich nur noch für diejenigen sein wird, die den Schlächtern augenzwinkernd ihre Sympathie bekunden und solcherart andeuten, dass sie ihr eigenes Dasein fast so verachten wie das der parasitären Mitbürger.

Die denunzierte Zivilisation

Der wirkliche Pessimismus, der in den Werken fast aller genannten populären Pessimisten immer *auch* anwesend ist, obwohl er nur selten bestimmend wird, zeichnet sich dagegen seit jeher durch einen tiefen Ernst aus, der noch in Gesten der Ironie oder satirischen Übertreibung gegenwärtig bleibt. Als die misanthropischen Sprechfiguren Bernhards noch nicht bloße Abziehbilder seiner selbst waren, sondern düstere Fürsten, diabolische Mediziner oder irre Künstler, als Bernhards Sätze noch nicht wie die Suada von geifernden Wirtshausbesuchern klangen, sondern sich in bis zum Zerreißen gespannten Hypotaxen über die Seiten wälzten, artikulierte sich darin solcher Ernst: nicht auf der Ebene des Ausgesagten, sondern der Aussage, in der konzentrierten Bemühung, gleichsam in einem langen Atemzug zu sagen, was zu sagen ist und sich doch nicht aussprechen lässt. Mit den Spuren solcher Konzentration verschwand aus Bernhards späteren Werken bei zunehmender Popularität ihres Autors das destruktive und damit humane Moment ihres Pessimismus. Bei Cioran blitzte es immer dort auf, wo die sich zu Kreaturen erniedrigenden Menschen mit dem konfrontiert wurden, was sie sein könnten; bei Ceronetti war es aufgehoben im medizinischen Blick auf »Das Schweigen des Körpers« (so der Titel eines 1979 erschienenen Bandes), der im Leib, in den Knochen, in der Anatomie erkennt, worüber Sprache, Logos und Reflexion immer auch hinwegtäuschen.

Alles, worin der Pessimismus mit den Menschen solidarisch ist, indem er gegen sie spricht, ist angelegt in der Philosophie Schopenhauers, deren populäre, vielzitierte Passagen sich kaum zufällig eher an nebensächlichen Stellen, in den »Parerga und Paralipomena«, finden, während der systematische Teil seines Werkes über sie hinausweist. Schopenhauers Sympathie mit den Tieren enthält in sich bereits, was später vor allem die Kritische Theorie, insbesondere Max Horkheimer, entfaltet hat: keine Tierschutzethik, sondern die Einsicht, dass die Grenze zwischen Tieren und Menschen keine absolute ist, dass in den Tieren als nicht verwirklichte Möglichkeit steckt, was in den Menschen zu sich selber kam, während die Bestialität der Menschen ihren Grund in der Tilgung des naturgeschichtlichen Gedächtnisses, der Erinnerung daran hat, dass die erste Natur, der sie sich beherrschend und bändigend gegenüberstellen, in ihnen vermittelt fortlebt. Aus solcher Anamnese der Naturgeschichte bezieht der authentische Pessimismus seine polemische Schärfe und seinen Ernst.

Schopenhauer wie den Protagonisten der Kritischen Theorie, die ihn vielleicht als Einzige verstanden haben, war die schale Witzigkeit, die heute allseits mit Satire, Kritik oder Polemik verwechselt wird, immer ein Graus. Wer sich die Teufel mit Hörnern und die Narren mit Schellen vorstelle, schrieb Schopenhauer, werde ihre sichere Beute: Die wahren Teufel sind die als Spaßmacher Beliebten, die wahren Narren halten niemanden bei Laune, sondern perpetuieren Stumpfheit und Witzlosigkeit. Bosheit, Hohn und Witz des Pessimisten beziehen ihre Berechtigung aus der überwältigenden Übermacht des Schlechten, an dem sie sich entzünden, nicht an dessen Nichtigkeit: Was nichtig und böse ist, muss nicht gebannt werden; nur dem übermächtigen Bösen ist böse zu begegnen. Der wesentlich von Horkheimer geschriebene zweite Exkurs der »Dialektik der Aufklärung« über de Sades Figur der Juliette bestimmt das »schallende Gelächter« als einen Gestus, der »zu jeder Zeit die Zivilisation denunziert« habe: »Was unten liegt, zieht den Angriff auf sich: Erniedrigung anzutun macht dort die größte Freude, wo schon Unglück getroffen hat. Je weniger Gefahr für den oben, desto ungestörter die Lust an der Qual, die ihm nun zu Diensten steht: erst an der ausweglosen Verzweiflung des Opfers wird Herrschaft zum Spaß und triumphiert im Widerruf ihres eigenen Prinzips, der Disziplin. Die Angst, die einem selbst nicht mehr droht, explodiert im herzhaften Lachen, dem Ausdruck der Verhärtung des Individuums in sich selbst, das richtig erst im Kollektiv sich auslebt.«



Schopenhauer mit noch nicht verwirklichten Möglichkeiten in Pudelform

Das Lachen der Täter

Diese Sätze verharmlost, wer sie auf die judenfeindlichen Zoten oder Karikaturen im »Stürmer« fixiert, auf die sie rekurrieren und die sie als historische Erfahrung schweigend voraussetzen. Sie beschreiben vielmehr zugleich eine psychopathologische Dynamik, ohne die sich die Mischung aus penetranter guter Laune, Machtbewusstsein und Verächtlichkeit nicht verstehen lässt, die fast alles prägt, was heute als lustig, locker und ironisch gilt. Die schale Ironie ist zur alleinigen Ausdrucksform der Unmenschen geworden, die nach islamistischen Attentaten in ihren publizistischen Foren, deren Inhalt austauschbar ist, statt Mohammed und Koran lieber Rentner und Biertrinker verhöhnen, die das Anzünden von Obdachlosen halb so schlimm finden, wenn es (wie am Heiligabend 2016 in Berlin-Neukölln) statt von kahlköpfigen Neonazis von wuschelköpfigen Migranten besorgt wird, und die lieber beim Witzereißen über *Manspreading* die eigenen Onkels an Geschmacklosigkeit überbieten, statt sich mit den täglichen, weiblichen wie männlichen, Opfern des globalen islamischen Patriarchats zu solidarisieren. Solch lustiger Unbefangenheit gegenüber der omnipräsenten Bedrohung liegt potentiell schon die gleiche Disposition zugrunde, die Klaus Theweleit in seinem Buch »Das Lachen der Täter« am Typus des Djihadisten ausgemacht hat, der im Augenblick des massenhaften Mordes seinen Opfern frei und offen ins Gesicht lacht: weil er keineswegs, wie ein verbreitetes Missverständnis lautet, als verbissen radikalisierter, humorlos beleidigter Sittenwächter agiert, sondern als jemand, der mit seiner Berufung glücklich eins geworden ist und endlich tut, was er sich immer wünschte.

Noch im scheinbar Nebensächlichsten, im routiniert erstarrten Begrüßungsgrinsen der Kollegen, in den automatenhaften Umarmungsriten gefühlter Jugendlicher, in der stakkatohaft signalisierten Anteilnahme am Gespräch, auf die immer weniger folgt, weil sowieso fast alle sprachlos und unansprechbar geworden sind, zeigt sich die Starre der Individuen angesichts der Angst ebenso wie ihre Bereitschaft, im Ernstfall zu denen überzulaufen, die die schlimmste Angst verbreiten. Ob im Beruf, unter Freunden oder in sogenannten politischen Zusammenhängen, die ohnehin längst alle eins wurden, gilt: Je besser die Menschen gelaunt sind, je weniger Platz ist für Marotten, Unverträglichkeiten und Spleens, je offener die Türen sind und je mehr alle miteinander im Stil einer einzigen Gruppentherapie reden, je stärker ostentative Anteilnahme am *ganzen Menschen* an die Stelle des Interesses an Gegenständen tritt, desto schlimmer steht es um alle – nicht nur um die, die dabei mitmachen.

Gegen solchen mit der Herrschaft identischen Konformismus, mit dem die ironischen Pessimisten paktieren, steht der wahre Pessimismus in jedem seiner Worte und Gesten. Die ihm verbunden sind, lassen sich je nach gesellschaftlicher Konstellation an verschiedenen Charakteristika erkennen. Heute vielleicht am ehesten daran, dass sie Witz haben, aber nicht zu oft und laut lachen, dass sie die *Titanic* eher als Schiff kennen und nicht mit einem öden Spaßnamen am Revers durch die virtuelle Welt ätzen. Leider heißt das umgekehrt nicht, dass alle, die in dieser Hinsicht anders sind, schon deshalb interessant wären. Dennoch haben sich die Humanen unter den Misanthropen stets dadurch ausgezeichnet, dass sie die Menschen nicht aufgeben, dass sie sich an ihnen nicht deshalb stoßen, weil sie noch Menschen sind, sondern weil sie hinter dem, was Menschen sein könnten, beleidigend zurückbleiben – und dass sie, im Gegensatz zu allem, was sich heute progressiv dünkt, zwischen Starken und Schwachen zu unterscheiden wissen. Das ist mehr, als sich über jene sagen lässt, die mit Verachtung, Hohn und Stumpfheit als Berufsmisanthropen ihr Brot verdienen.

Magnus Klaue war von 2011 bis 2015 Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Berliner Wochenzeitung Jungle World und schreibt u.a. regelmäßig für »konkret« und »Bahamas«. Im Ça-Ira-Verlag ist das Buch »Verschenkte Gelegenheiten« erschienen.

Die Abschaffung des Atomtodes

Felix Riedel über das Vabanquespiel mit der globalen Vernichtung und die Reaktionen darauf.

Heute vom Atomkrieg zu sprechen erhält leicht etwas Anachronistisches. Wo der kalte Krieg als Anästhetikum für den Holocaust wirkte und einen »Zeitkäfig«[1] herstellte, wird er heute selbst anästhesiert durch eine grimmiger gewordene bürgerliche Ideologie. Das blockiert die Erinnerung an seine geschichtliche und aktuelle Möglichkeit ebenso wie Solidarität mit den Frontstaaten Südkorea, Israel und den Anrainerstaaten Chinas.

Technischer Fortschritt

13 Kilotonnen TNT - das war die Sprengkraft der Hiroshima-Bombe.[2] Nur 16 Jahre später entfachte die russische AN-602 ihre 50 Megatonnen über Novaja Zemlya.[3] In den USA wurde miniaturisiert. Die in amerikanischen Militärbasen stationierte M-28 »Davy Crockett« provozierte satirische Bilder in Computerspielen: eine Art Bazooka für einen nuklearen Sprengkopf mit einer Kraft von ein bis zwanzig Tonnen TNT und einer Reichweite von zwei bis vier Kilometern. 2100 dieser Waffen wurden tatsächlich produziert,[4] vor allem, um einen eventuellen sowjetischen Panzereinfall durch die Fulda-Pforte in Richtung Frankfurt nördlich oder südlich des Vogelsberges zu stoppen.[5] Brücken wären mit den 300 in Deutschland stationierten atomaren Rucksack-Minen vom Typ W-54 und W-45 ADM gesprengt worden.[6] Das Gros der 128000 weltweit produzierten Atomwaffen bewegte sich allerdings im Bereich einer Megatonne. Auf dem Höchststand von 1986 existierten 65000 Nuklearwaffen.[7] 520 atmosphärische Atomwaffentests wurden durchgeführt,[8] 11000 Menschen starben in den USA an den Folgen des Fallouts.[9] Für zivile Experimente in der Rohstoffexploration und für Großbauprojekte haben die USA 28 Sprengköpfe gezündet,[10] die Sowjetunion 115[11].
Heute besitzen Russland noch 7000 Kernwaffen, die USA 6780, Frankreich 300, China 260, das Vereinigte Königreich 215, Pakistan 130, Indien 120, Israel vermutlich 80 und Nordkorea 15.[12] Bis 2020 sieht der »New Start«-Vertrag zwischen Russland und den USA eine Reduktion der Sprengköpfe auf 1550 für jede Seite vor. Die Räson ist vor allem ökonomischer Natur. Alleine die USA gaben im letzten Jahrhundert 8,89 Billionen USD für Nuklearwaffen aus,[13] eine weitere Billion wurde noch unter Obama für die nächsten dreißig Jahre freigeschaltet.[14]



Einübung in den thermonuklearen Krieg: Das »Monogram Missile Arsenal« aus dem Jahr 1958

Der Atomtod

Der Tod durch eine Atombombe ist entweder sehr schnell oder sehr qualvoll. Im Nahbereich töten die Hitze-, Strahlen- und Druckwelle sekundenschnell. Überlebenden droht die akute Strahlenkrankheit durch die Zerstörung von Körpergewebe in Haut, Darm und Gehirn und auf lange Sicht Krebserkrankungen. Im Fallout befindet sich vor allem Jod 138 mit einer Halbwertszeit (HWZ) von nur 8 Tagen, außerdem Cäsium 137 (HWZ: 27 Jahre) und Strontium 90 (HWZ: 28 Jahre). Die *Mushroom Cloud* wirbelt Rauch in die Atmosphäre, so dass wissenschaftliche Modelle von einem »nuklearen Winter« ausgehen, der schon bei einem Schlagabtausch mit 100 Kernwaffen, etwa zwischen Indien und Pakistan, entstünde.[15] Hinzu kommt Strahlung und Rauch aus beschädigten Kernkraftwerken und den entfachten Waldbränden.[16] Zwischen 1950-1990 lebte eine Generation unter der ständigen Drohung eines solchen »Nuklearen Holocausts«[17] - der sowohl verdrängt wurde, als sich auch zur Verdrängung real gewordener Genozide und insbesondere dem an den Juden eignete.

Vabanquespiele

Dass die Friedensbewegung vor allem gegen die NATO protestierte, war der antiimperialistischen Ideologie geschuldet, hatte aber auch einen realen Grund. In der schwer zu verteidigenden geographischen Weite Russlands richtete sich alles auf das Zentrum Moskau aus. Eine Zerstörung der Hauptstadt des globalen Stalinismus und weniger weiterer militärischer Zentren und Städte hätte einen anderen Effekt gehabt als die Zerstörung New Yorks oder selbst Westeuropas für die Demokratie. Russlands Außengrenzen waren verwundbar, die USA erwartete eine Invasion lediglich über den logistischen Alptraum Alaska und Kanada oder über Brückenköpfe in Mexiko oder in der Karibik. Daher wurde in Moskau die Stationierung von Raketen in Europa ebenso nervös als Aggression bewertet wie in den USA die Kubakrise von 1962. Ein russischer Offizier, Vasili Arkhipov, verhinderte damals den dritten Weltkrieg. Zerstörer der US-Navy versuchten am 27.9.1962 in internationalen Gewässern vor Kuba das sowjetische Atom-U-Boot B-59 mit Übungsbomben zu vergrämen. Der Kapitän des U-Bootes interpretierte das als Auftakt zum dritten Weltkrieg und ordnete den Abschuss von Nuklearwaffen an. Arkhipov verweigerte als Einziger den Befehl zur Aktivierung und überredete den Kapitän zum Auftauchen und Abwarten.[18]
Nachdem ein sowjetischer Brückenkopf in Kuba abgewendet war, fürchteten die USA nicht mehr so sehr einen taktischen Erstschlag, sondern Fehler und Überreaktionen als Resultat des Wirtschaftskrieges, zu dem das Wettrüsten unter Ronald Reagan wurde. 1979 provozierte eine irrig gestartete Simulation die Vorbereitung eines Gegenschlages in den USA, 1983 stoppte auf der russischen Seite Stanislav Petrov einen Gegenschlag auf einen Angriff, den ein Programmfehler ihm vorgaukelte. Wochen später wurde das Großmanöver *Able Archer* von den USA aus Angst vor einer Eskalation abgebrochen. Dieses Vabanquespiel ebenso wie die groteske Zahl an schweren Unfällen mit Nuklearwaffen streichen das Hauptargument für die atomare Aufrüstung, das »Gleichgewicht des Schreckens«, durch. Am Ende einer Geschichte von Unfällen und Missverständnissen verdanken Menschen heute ihr wie auch immer beschädigtes Leben einer unwahrscheinlichen Kette von Zufällen. Der »heiße« Systemkrieg wurde ohnehin geführt: im Trikont.

Vernünftige Hippies, irrationale Kleinbürger

Das Leben unter der Drohung eines entweder sehr plötzlichen oder sehr qualvollen und womöglich milliardenfachen Todes übte schwer aushaltbaren Druck auf die Psyche aus. Während die Hippies recht vernünftig in Drogenekstase und freier Liebe ihr letztes Äquivalent vor dem Untergang suchten und in der Befreiung vom Tauschprinzip folgerichtig die letzte mögliche Rettung vor dem absoluten Untergang erkannten, bauten (und bauen)[19] die Kleinbürger in ihren Gärten Bunker. Nach einem solchen Krieg noch leben zu wollen, war Kulturtechnik einer Schicht, die gelernt hatte, dass es nach einem Weltkrieg Autos, Kühlschränke und Waschmaschinen für Alle gibt. Die manische Reaktion war weniger einem verzweifelten Überlebenswillen geschuldet, als vernünftigem Einfügen in das irrationale Ganze. Das Gespenstische und Absurde dieser fröhlichen Untergangsstimmung fängt die Spielserie »Fallout« (ab 1997) ein: In Bunkern verordnen Plakate Heiterkeit, draußen spielen Jukeboxes mit letztem Strom auf gesprungenen Platten die immergleichen Zeilen eines fröhlichen Swings vor Ruinen, deren »nuklearer Schutzschirm« versagt hatte. So bewahrt ein Computerspiel die Erinnerung besser als die gealterten Friedensmärsche, die heute vor allem gegen die Existenz des jüdischen Staates oder gegen »den Krieg« als Produkt einer Verschwörung von Waffen- und Ölhändlern demonstrieren. Solche Verfallsformen rechtfertigen nicht zur Entsorgen ihrer historischen Ratio. Weil es zum nuklearen Schlagabtausch nicht kam, wähnt sich der Liberalismus auf dem richtigen Weg in die krisenfreie unendliche Akkumulation. Die Welt würde besser, der Tod ziehe sich zurück, Widerstand war immer schon irrational, so zelebriert populäre Statistik der bürgerlichen Ideologen den irrationalen Weltlauf.

Die ideologische Krise

Heute ist das Ausbleiben von ernsthaften öffentlichen Diskursen über die anhaltende atomare Bedrohung Zeiger für eine ideologische Krise. Wo Außenpolitik als sich wechselseitig verstärkende Inkompetenz und zynischer Egoismus auftritt, ist kein Verlass auf staatlich kompetentes Eingreifen, etwa im Falle eines Umsturzes in Pakistan. Dass die 1973 von Major Harold L. Hering gestellte Frage, ob er bei einem Einsatz von Nuklearwaffen auf die geistige Gesundheit des Präsidenten vertrauen könne, erst mit Donald Trump wieder aufs Tableau kam, belegt die Ignoranz gegenüber der älteren Frage, wie einem Russland zu begegnen wäre, das vielleicht schon morgen einem anderen autoritären Regime, etwa Syrien oder Iran, die Bombe schenkt. Die russische und die chinesische Diktatur könnten in einem abrupten Zerfall enden. Die Vermeidung erklärt sich vor allem aus der Unlust, die der Gegenstand selbst erzeugt: Im negativen Telos des Atomkrieges trifft maximale Herrschaft auf maximale Ohnmacht des Einzelnen. Dann wäre jede noch so verzweifelte Hoffnung auf Zivilisation beerdigt.

---

[1] Dan Diner, Interview auf Bayern Alpha, 22.8.2017.
[2] Zu den Todeszahlen siehe: *http://www.atomicarchive.com/Docs/MED/med_chp10.shtml*
[3] *https://en.wikipedia.org/wiki/Tsar_Bomba*
[4] *https://en.wikipedia.org/wiki/Davy_Crockett_(nuclear_device)*
[5] *https://en.wikipedia.org/wiki/Fulda_Gap*
[6] *https://de.wikipedia.org/wiki/Atomic_Demolition_Munitions*
[7] *https://ourworldindata.org/nuclear-weapons/*
[8] *https://en.wikipedia.org/wiki/List_of_nuclear_weapons_tests*
[9] Exposure of the American Population to Radioactive Fallout from Nuclear Weapons Tests: A Review of the CDC-NCI Draft Report on a Feasibility Study of the Health Consequences to the American Population from Nuclear Weapons Tests Conducted by the United States and Other Nations (2003).
[10] *https://en.wikipedia.org/wiki/Operation_Plowshare*
[11] *https://en.wikipedia.org/wiki/Nuclear_Explosions_for_the_National_Economy*
[12] *https://fas.org/issues/nuclear-weapons/status-world-nuclear-forces/* *http://www.ploughshares.org/world-nuclear-stockpile-report*
[13] Federal Reserve Bank of Minneapolis Community Development Project. Via: *https://en.wikipedia.org/wiki/Nuclear_weapons_and_the_United_States*
[14] *https://www.nytimes.com/roomfordebate/2016/10/26/a-nuclear-arsenal-upgrade/a-trillion-dollar-nuclear-weapon-modernization-is-unnecessary*
[15] Turco/Toon/Ackerman/Pollack/Sagen 1983: Nuclear Winter: Global Consequences of Multiple Nuclear Explosions. Science 23/1983, Nr. 222, S. 1283-1292. *https://en.wikipedia.org/wiki/Nuclear_holocaust*
Vgl. Mills/Toon/ Lee-Taylor/ Robock (2014): Multidecadal global cooling and unprecedented ozone loss following a regional nuclear conflict, Earth's Future, 2.
[16] Der Soziologe Brian Martin hält Thesen vom Overkill und Nuklearem Winter für (nicht mehr) haltbar. S. Martin, Brian (1982): The global health effects of nuclear war. In: Current Affairs Bulletin, Nr. 59, UNO. 7, S. 14-26.
[17] Das antike Wort »Holocaust« fand im Mittelalter für Brandkatastrophen und ab 1895 für Massaker an den Armeniern Verwendung. Es wurde vor 1970 selbstverständlich für Atomkriegsszenarien verwendet und erfuhr erst dann seine fast ausschließliche Verwendung für den Genozid an sechs Millionen Juden. S. *https://de.wikipedia.org/wiki/Holocaust_(Begriff)*
[18] *https://de.wikipedia.org/wiki/Wassili_Alexandrowitsch_Archipow*
[19] Die Firma »Rising Bunkers« verzeichnet seit der Wahl Trumps um 400% gestiegene Umsatzzahlen. S. *http://www.independent.co.uk/news/world/americas/donald-trump-doomsday-bunkers-underground-nuclear-war-apocalypse-a7578566.html*.

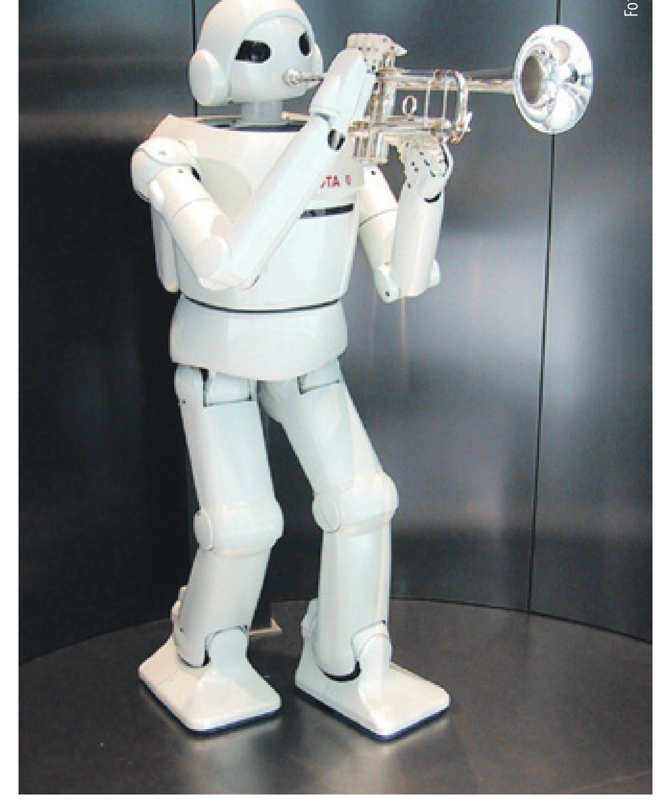
Felix Riedel ist promovierter Ethnologe, freier Autor und betreibt die Websites www.nichtidentisches.de, www.felixriedel.net *und* www.hexenjagden.de

Where Is My Mind

Svenna Triebler über technologische Versuche, als Software weiterzuleben.

Die Anbieter von Ewigkeitsoptionen wie Auferstehung, Wiedergeburt oder Weiterfeiern in Walhalla leiden schon seit einiger Zeit an einem gewissen Glaubwürdigkeitsverlust. Hoch im Kurs stehen hingegen technische Lösungsansätze, sich dem leidigen Ableben zu entziehen.

Zum einen sind Cyborgs, also Mensch-Maschinen, längst keine ferne Science-fiction-Vision mehr: Die moderne Medizintechnik hat schon jetzt allerhand an Hightech zu bieten, um die Funktionen des unzuverlässigen menschlichen Körpers zu ersetzen – von Beinprothesen, die das biologische Vorbild teilweise sogar übertreffen, bis hin zu Gehirn-Computer-Schnittstellen, mit denen Gelähmte durch pure Gedankenkraft beispielsweise einen Roboterarm bewegen (und sogar spüren) oder einen Rollstuhl steuern können. Nicht ersetzen lässt sich bisher hingegen das Gehirn, das für die Nutzung derartiger Technik nötig ist. Das menschliche Bewusstsein in einen Computer zu transferieren und ihm so zumindest theoretisch[1] zur Unsterblichkeit zu verhelfen, ist noch immer reine Zukunftsmusik. An theoretischen Debatten darüber mangelt es allerdings nicht, und der russische Milliardär Dmitry Itskov ist fest überzeugt, dass es innerhalb der nächsten 30 Jahre möglich sein wird, als Software weiterzuleben; er hat deshalb das


Foto: Chris 73

Posaune des Jüngsten Gerichts, Version 2.0


Forschungsprojekt »2045 Initiative« ins Leben gerufen, das sich mit der Entwicklung entsprechender Technologien befasst.

Die Cyborgs von nebenan

Von den meisten IT-Experten werden Itskovs Visionen eher belächelt, bleiben wir also zunächst bei der realistischeren Option, dem Austausch der Hardware-Komponenten. Es existiert keine Definition, ab wie viel Körperersatztechnik man von einem Cyborg sprechen kann; der erste seiner Art wäre strenggenommen ein Unbekannter, der vor etwa 2.300 Jahren im heutigen Westchina beigesetzt wurde. Forscher entdeckten bei Ausgrabungen im Jahr 2006 seine Gebeine – samt dem ältesten bisher bekannten Holzbein der Menschheitsgeschichte, das von seinen Entdeckern als »nicht elegant, aber dafür effektiv« beschrieben wird. Auch Hör- oder Sehhilfen können als Stufen auf dem Weg zum künstlichen Körper betrachtet werden; und von der Brille ist es schon nicht mehr weit bis zum Visor von Geordi la Forge aus »Star Trek: The Next Generation«: Das Gerät leitet optische Informationen direkt ins Gehirn des blind geborenen Chefingenieurs der »Enterprise«, der dadurch nicht nur den üblicherweise sichtbaren Bereich des Lichts, sondern das komplette elektromagnetische Spektrum wahrnehmen kann.[2]

Das auditive Äquivalent eines Visors existiert bereits in der Realität: Cochlea-Implantate übersetzen akustische in elektrische Signale, die sie direkt an den Hörnerv weitergeben. Die Geräte übernehmen damit die Arbeit der Haarzellen, die normalerweise für die Weiterleitung des Schalls im Innenohr zuständig sind. Ein intakter Hörnerv wird also immer noch benötigt, damit das Ganze funktioniert – zumindest, bis die Technik irgendwann so weit ist, dass die Reize unmittelbar in die für die Verarbeitung des Inputs zuständigen Hirnbereiche gesendet werden.



Foto: Mario Sixtus

Erster staatlich anerkannter Cyborg: Neil Harbisson

Cochlea-Implantate sind also nicht für alle Gehörlosen eine Option; und nicht alle, für die die elektronische Hörhilfe in Frage käme, wollen das auch. So etwa Julia Probst, die unter ihrem Blog- und Twitternamen »(m) ein Augenschmaus« dadurch bekannt wurde, dass sie als Lippenleserin bei internationalen Fußballereignissen die Äußerungen des deutschen Bundestrainers Joachim Löw für ein größeres Publikum übersetzte. Probst lehnt die Nutzung eines Implantats ab – und erntete zu Recht massive Kritik, als sie in diesem Zusammenhang die Formulierung »technologischer Genozid« benutzte. Die Gründe für ihre Ablehnung sind allerdings durchaus nachvollziehbar: Viele Gehörlose, die wie sie selbst mit Lippenlesen und/oder Gebärdensprache bestens klarkommen, sehen einen Anpassungsdruck, die Implantate zu nutzen – insbesondere auch auf die Eltern gehörloser Kinder. »Gehörlosigkeit ist nun wirklich nichts Lebensgefährliches, was man sofort ‚beheben' muss«, erklärte Probst in einem Interview mit der »Rheinischen Post«. »Wo ist das Problem? Das Baby hört halt nicht, aber sonst kann es doch alles :-)« Letztlich geht es in der Diskussion also um das Recht auf Anderssein.

Dass ein Cochlea-Implantat durchaus eine gute Sache sein kann, bestreitet auch Probst nicht, gerade für Menschen, die ihr Gehör erst später im Leben verloren haben. Zu diesen gehört Enno Park, der als Mit-Vorsitzender des Vereins Cyborgs e.V. definitiv nichts gegen sein Implantat einzuwenden hat. Gerne würde er es den Beispielen aus der Science-fiction nachtun und das Gerät so modifizieren, dass es über den menschlichen Hörbereich hinausreicht, erklärte er in der NDR-Sendung »DAS« - er lasse das allerdings bleiben, weil solche Basteleien Ärger mit der Krankenkasse geben könnten.

Wer seinen Körper nicht aus medizinischen Gründen, sondern schlicht aus Experimentierfreude technisch aufrüstet, hat solche Probleme nicht. So lassen sich Bodyhacker beispielsweise Magnete implantieren, von denen sie sich einen zusätzlichen Sinn für elektrische Felder erhoffen, oder auch RFID-Chips, mit denen sich Türen öffnen oder Handys entsperren lassen. Der Künstler Neil Harbisson hat sich gar eine Antenne am Kopf einpflanzen lassen, die Farben erkennt und ihrem Träger in Töne übersetzt; ähnlich wie beim Star-Trek-Visor ist damit auch die Wahrnehmung von UV- und Infrarotstrahlung möglich. Und dank eines Internetanschlusses kann sich Harbisson Sinneseindrücke sogar online übertragen lassen.

Ob als Ersatz oder Erweiterung von Körperfunktionen, die Verschmelzung von Mensch und Technologie ist noch lange nicht an ihrem Endpunkt angelangt. Eine Vorstellung, wo der liegen könnte, liefert wiederum die Science-fiction mit der Kurzgeschichte bzw. dem darauf aufbauenden Roman »Das Schiff, das sang« von 1959/69. Darin entwirft die Autorin Anne McCaffrey eine Welt, in der mit schweren Körperbehinderungen geborene Kinder von Anfang an in Maschinenkörpern aufwachsen. Die Protagonistin Helva macht schließlich Karriere als »Brainship« - ihr »Körper« ist ein Raumschiff, in dem das Gehirn quasi die Rolle eines Zentralcomputers übernimmt.[3]

»Oma ist jetzt in der Cloud«

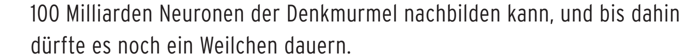
Ohne ein biologisches Hirn geht es also auch in dieser Zukunftswelt nicht. Es mangelt aber nicht an Fiktionen, die das menschliche Bewusstsein in den Computer verpflanzen. Im SF-Klassiker »Tron« kehrt der Held am Ende in seinen eigenen Körper zurück, nachdem sein digitalisiertes Ich allerhand Abenteuer im Inneren eines Rechners überstanden hat. Und die leider vorzeitig abgesetzte TV-Serie »Max Headroom« aus der Cyberpunk-Ära verweist bereits auf das Identitätsproblem, das sich aus einer Geistesverpflanzung ergibt: Der namensgebende Held ist die virtuelle Version des Reporters Ed Carter, der nach einem schweren Unfall[4] ins Koma gefallen ist; er recherchiert fortan im »Cyberspace« (heute würde man wohl Internet sagen) und deckt allerhand finstere Machenschaften auf. Carter überlebt, während sein Alter Ego sein digitales Eigenleben fortführt, so dass sich die Frage stellt, wer denn nun die »echte« Persönlichkeit ist.

Das Problem verschwindet auch ohne Verdopplung nicht: Man stelle sich z.B. eine Person vor, die ihr Bewusstsein als Computerprogramm abspeichert und zur Vermeidung des Doppelgänger-Paradoxons testamentarisch verfügt, dass das Programm erst nach ihrem Tod gestartet wird. Um die Erfahrung des Sterbens kommt das (biologische) Ich so schon einmal nicht herum, und ob das digitale Backup – juristisch und philosophisch – mit dem verstorbenen Menschen identisch oder aber so etwas wie ein mentaler Zwilling ist, bleibt weiter unbeantwortet.

Bislang ist diese Frage eine rein theoretische, denn wie man die Gedanken- und Gefühlswelt eines Menschen auf einen künstlichen Datenträger bannen will, weiß man nicht einmal bei der eingangs erwähnten »2045 Initiative«. An der Frage, was Bewusstsein eigentlich ist, arbeiten sich Philosophen schon seit geraumer Zeit ab, ohne entscheidend weitergekommen zu sein – aber gut, das hat die Philosophie nun einmal so an sich. Wer Greifbareres von Naturwissenschaft oder IT erwartet, wird jedoch ebenfalls enttäuscht. Eines der ehrgeizigsten Vorhaben, um herauszufinden, wie das Hirn eigentlich tickt, ist das »Human Brain Project«: Mit Hilfe eines Supercomputers sollen Schritt für Schritt die Funktionen einzelner Nervenzellen bis hin zu deren unzähligen Interaktionen untereinander simuliert werden. Kritiker aus den Neurowissenschaften halten das Ganze allerdings für ein überambitioniertes Milliardengrab, so lange nicht einmal das Verhalten von scheinbar simplen Strukturen wie dem gerade einmal 302 Zellen umfassenden Neuronengeflecht des Fadenwurms verstanden sei.

Vielleicht muss man das menschliche Hirn aber auch gar nicht vollständig durchschauen, um sich an Geistestransplantationen zu versuchen. Das tägliche Leben beweist, dass das Bewusstsein sich nicht unbedingt selbst begreifen muss, um zu existieren. Hirnforscher ähneln damit ein wenig ITlern, die mit lernfähiger Software arbeiten und am Ende selbst nicht mehr nachvollziehen können, was das Programm da nun genau angestellt hat. Allzu klug ist die »Künstliche Intelligenz« (KI) allerdings bisher nicht, und es ist davon auszugehen, dass es ebenso komplexer Strukturen wie denen des biologischen Vorbilds bedarf, damit sich ein elektronisches Bewusstsein entwickeln kann. Und daraus ergibt sich auch: Um eine menschliche Persönlichkeit im Rechner hochzuladen, muss dieser erst einmal so KI-fähig sein, dass er all die verworrenen Vorgänge in den rund

Foto: Public Domain


100 Milliarden Neuronen der Denkmurmel nachbilden kann, und bis dahin dürfte es noch ein Weilchen dauern.

Wer heute auf Erden wandelt, kann also wohl höchstens darauf hoffen, mithilfe von Hightech-Ersatzteilen ein paar Jahre oder auch Jahrzehnte herauszuschlagen, während die Aussicht auf elektronische Unsterblichkeit kommenden Generationen vorbehalten bleibt. Die Autorin würde sich fürs Erste aber auch mit einer App begnügen, in die sich Migräneanfälle auslagern lassen.

---

[1] Immer vorausgesetzt, niemand zieht den Stecker und es werden regelmäßig Sicherheitskopien angefertigt, schließlich hält kein Datenträger ewig.

[2] Als echter Nerd fragt man sich allerdings, warum das Ding nur einen ähnlich beschränkten Blickwinkel bietet wie der menschliche Sehsinn und nicht um den gesamten Kopf seines Trägers herumreicht. So eine 360°-Rundumsicht wäre doch auch sehr praktisch.

[3] Über die düsteren Seiten dieser Zivilisation wird recht unbekümmert hinweggegangen: Euthanasie an weniger aussichtsreichen Neugeborenen scheint in der hier entworfenen Gesellschaft so selbstverständlich zu sein, dass es nur am Rande erwähnt wird. Und dass die Menschmaschinen die Kosten für ihre Spezialausbildung erst einmal jahrelang abarbeiten müssen, macht diese Zukunftsvision auch nicht erstrebenswerter.

[4] Das Letzte, was er vorher sah, war das Schild »Max Headroom« - auf Deutsch: »maximale Durchfahrtshöhe«; mit dieser Erinnerung erwacht seine Kopie zum »Leben« und erhält so ihren Namen.

Svenna Triebler lebt in Hamburg und schreibt für die Zeitschriften Konkret und Jungle World.

Mythos im mythischen Epos

Paulette Gensler über die Utopie der Unsterblichkeit im Werk J.R.R. Tolkiens.

Als ich das erste Mal die Worte Adornos las, laut denen keine Utopie eine solche sei, ohne die Abschaffung des Todes, war dies wie ein völlig einverständiges Wiederlesen und weckte zugleich eine lang vergessene Trauer. Erst nach einiger Zeit fiel mir auf, dass meine erste kindlich-»intellektuelle« Auseinandersetzung mit dem Tod und der Sterblichkeit im Universum Tolkiens stattgefunden hatte. Zwar hatte ich zuvor schon langsam durch den Tod von Verwandten ein Verständnis dafür entwickelt, dass geliebte Menschen sterben, aber lange noch Scham über meine mangelnde, aber offensichtlich erwartete Trauer empfunden, da die Ansicht noch zu stark war, dass sie doch bald zurückkommen werden. Auch im Märchen oder anderen Geschichten ist der Tod oftmals angebliche Erlösung im Alter oder gerechte Strafe. Vor allem aber bezieht man den Tod als Kind lange nicht auf sich selbst. Selbst wenn man die Endgültigkeit des Todes irgendwann akzeptiert hat, meint man, ihm selbst auf irgendeinem Wege von der Schippe springen zu können; lange ist er etwas Äußerliches und keineswegs Universales. Erst zwischen dem 10. und 15. Lebensjahr beginnt sich das Verständnis dem erwachsenen anzunähern. In den frühen Beginn dieser Zeit fiel meine Tolkien-Lektüre. Wie vor den Verfilmungen noch üblich, begann man mit dem »Hobbit«, den Tolkien als Geschichte für seine eigenen Kinder konzipierte, was der Sprache des Werkes deutlich anzumerken ist. Der »Herr der Ringe« hingegen dürfte eher als Pubertäts-Epos gelten. Für die Mehrzahl der Leser endete hier auch schon die Reise.

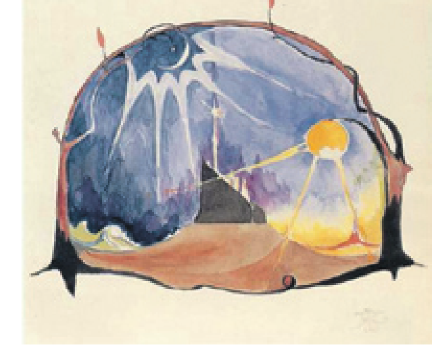

Illustration: Ted Nasmith

An »Herr der Ringe« ließe sich unzähliges kritisieren: ein meist im Blut verankertes Schicksal, ein Ideal vom feudalen Sozialismus (Marx), alte Kleinbürgerlichkeit und -bauerntum, Naturverehrung und Zivilisationsfeindschaft sowie Prüderie. Vielleicht war meine frühe Lesart des »Herr der Ringe« eine korrupte; denn ich meinte und meine immer noch, dass es etwas gibt, das über jene Dinge hinausweist. Aus irgendeinem Grunde war mir die Gemeinschaft des Ringes ziemlich gleichgültig und schienen mir die Elben die wahren Träger der Geschichte zu sein, obwohl sie in den beiden Werken nur als Randgestalten vorkommen. Doch verweist jede Geschichte, jede Erinnerung zumindest als Andeutung auf sie. Sie formten den Unterton, fast schon den Mythos im mythischen Epos. Die Elben sind uralt, ja potenziell unsterblich, und »kein Zeichen des Alters war an ihnen, es sei denn in den Tiefen ihrer Augen.« Laut Aussagen der Sterblichen gleichen sie sowohl Königen als auch Kindern, sind alt und jung, traurig und fröhlich zugleich. In erster Linie repräsentieren sie die Schönheit und mehr noch das Erhabene. Betont wurde immer wieder, dass ihre Stimmen und ihr Gesang, der schönste Klang ist, den man in Mittelerde vernehmen konnte. Auch die Schönheit ihres Antlitzes lässt die Menschen erschaudern.

Schon zu Beginn heißt es kryptisch: die Elben »verließen Mittelerde und nahmen keinen Anteil mehr daran« oder dass »Elbenschiffe ihre Segel setzten, um niemals zurückzukehren.« Später zeigt sich immer mehr, dass der Erfolg der Hobbits – also die Zerstörung des einen Ringes – bedeutet, dass »viele schöne Dinge verblassen und vergessen sein werden.« Eine Elbin drückt es im weiteren Verlauf mit den Worten aus: »Wenn du Erfolg hast, dann wird unsere Macht gemindert [und das Reich der Elben] wird vergehen und die Fluten der Zeit werden es hinwegspülen. Wir müssen nach dem Westen ziehen.« Obwohl also die Heldentat der Geschichte strikt notwendig erschien, war meine Sympathie für ihren Erfolg begrenzt. Zu deutlich war, dass nun endgültig die Banalität Einzug hält oder die Oberhand gewinnt, dass die Zeit der Menschen unsere Zeit ist, diese ewige Vorgeschichte der Menschheit. Erst in den Anhängen, die in vielen Ausgaben gar nicht enthalten sind, wird das ganze Grauen des Todes noch einmal offenbart. Tolkien bedient sich hier einer sehr merk- und fragwürdigen Konstruktion. Eine unsterbliche Halbelbin entscheidet sich aus Liebe zum sterblichen menschlichen König notwendig oder automatisch für die Sterblichkeit, »doch war es nicht ihr Los zu sterben, ehe alles, was sie gewonnen hatte, verloren war.« Ihre Artgenossen und Verwandten verlassen Mittelerde auf Nimmerwiedersehen. Als ihr – äußerst langlebiger - Ehegatte nach 120 Jahren Ehe schließlich bemerkt, dass nun die »Zeit der Bezahlung« nahte, sprich der Tod, »erfuhr sie die Bitterkeit der Sterblichkeit, die sie auf sich genommen hatte.« In diesem Moment erkennt sie, was ihr und ihrem unsterblichen Volk über die Menschen verborgen blieb, die sie als »mutwillige Narren verachtete«, und empfindet plötzlich unendliches Mitleid mit ihnen: »Denn wenn dies wirklich die Gabe des Einen an die Menschen ist, wie die Elben sagen, dann ist es bitter sie zu empfangen.«

Es war klar, dass dieses Mitleid auch mir galt, vor allem da auch ich partout nicht verstand, wie der Tod eine »Gabe« sein sollte.

Da ich nun mehr erfahren wollte über diese Wesen und das, was mit ihnen die Welt verließ, musste ich zum eher enzyklopädischen Teil des Werkes übergehen - dem »Silmarillion«, den »Büchern der verlorenen Geschichten« und ähnlichen Werken. Diese Werke sind neben einer Kosmo- und Theogonie tatsächlich die Geschichte der Elben. Ich kann mich gut daran erinnern, damals den Eindruck gehabt zu haben, dass Tolkien wirklich einen adäquaten Mythos entworfen hatte, oder eher, dass man gerade selbst einen solchen enträtselt. Es handelte sich um meine erste Mythen- oder Geschichtsforschung; die Trennung zwischen beidem war noch nicht ganz existent, aber weder war ich noch naiv genug, um zu denken, ich könnte eine Elbin werden, noch um nicht zu begreifen, dass dies, was ich dort gerade erforschte, längst unwiederbringlich verloren gegangen war. Der allmähliche Exodus der Elben begann lange vor der erzählten Zeit des Herrn der Ringe, kommt hier aber zu ihrem Abschluss. Die Zeit danach, also jene der Menschen, interessierte auch Tolkien kaum noch – sie spielt in seinem Oeuvre schlichtweg keine Rolle.


»The Shores of Faery«: Illustration von J.R.R. Tolkien

Tolkien verfasste weite Teile seiner Entwürfe zu eben jener Zeit, als Freud das Postulat des Todestriebes aufstellte, in dem ich die Entwürfe Tolkiens als Erwachsene noch einmal wiederentdeckte. Elben sterben nicht aus Altersschwäche und werden von keiner Krankheit befallen. Sie leben so lange, wie die Welt besteht – was auf eine gewisse Endlichkeit hindeutet – für sie gibt es keinen »Himmel«, sondern nur ein streng irdisches Leben. Ihr Leib ist zwar verletzbar und potenziell sterblich. Im Falle, dass ihr Körper zerstört oder aufgebraucht wurde, wandert ihre Seele zurück ins Gesegnete Land und wird dort neugeboren. Die Reinkarnation der Elben ist eher eine Auferstehung. Der Tod gilt hier als äußeres und äußerstes Unglück. Die leibliche Neugeburt ist ganz deutlich die Verlängerung des konkreten Lebens. Sie erinnern sich langsam wieder an ihr vormaliges Ich – das Leben geht weiter und beginnt nur bedingt von vorn.

Das »Radikale« am Werke Tolkiens ist, dass er mit den Elben so gut wie alle Stellvertreter und Symbolbildungen des Todestriebes anging. Man sollte nicht vergessen, dass das Unbewusste laut Freud keine Zeit, keinen Tod oder Schlaf kennt – fraglich ist, ob es von Kälte weiß. Und eben diese Phänomene werden durch die elbische Unsterblichkeit qualitativ verändert: sei es die Zeit und ihre Wahrnehmung, das Bedürfnis nach Nachwuchs, die Art und Weise des Schlafes oder der Wunsch nach Dunkelheit.

Es ist immer wieder die Magie, in der Realität (auch als magisches Denken) eine der dringlichsten Feinde der Aufklärung, die als literarisches Sujet insbesondere in Kinderbüchern den Gedanken an ein Transzendentes und die Sehnsucht nach dem Anderen erwecken kann, ohne dafür Gott einzusetzen oder die Mitgliedschaft in einer Religion zu fordern. Magie wird dabei zum Platzhalter einer nichtexistierenden Praxis. Es war mir als Kind schon klar, dass die Unsterblichkeit alles ändern muss, dass sich für sie und in ihr alles ändern muss. Nun sind die Elben kein utopischer Entwurf, sondern eine Negation bestimmter Anteile des Menschen – für die Tolkien kein positives Korrektiv bereitstellt, das den Elben gerecht würde – die Hobbits sind nur ein fauler Kompromiss. Magie und Entrückung werden zu Symbolen dafür, dass »etwas fehlt«. Die Elben Tolkiens unterscheiden sich von Menschen in den Büchern keineswegs durch spitze Ohren, sondern höchstens eine Aura. Statt der Entfremdung des Menschen von einem Ursprünglichen fasst sie Tolkien als eine von seinen Potenzialen, Idealen. Die von Tolkien erschaffenen Menschen »sollten eine Kraft haben, ihr Leben inmitten all der Mächte und Zufälle der Welt nach eigener Wahl zu leben« – mit diesem »Geschenk« aber sei es »eins, dass die Menschenkinder nur für eine kurze Zeit in der lebendigen Welt wohnen und nicht an sie gebunden sind, sondern bald scheiden.« Sie wurden von den Elben »Gäste« oder »Fremde« genannt. Später heißt es wahrheitsgemäß: »Tod ist ihr Schicksal.« Dieses Schwanken der Betrachtung des Todes zwischen »Geschenk« und »Schicksal« zieht sich durch das gesamte Werk Tolkiens. Der Trauer angesichts des Todes wird ein großer Platz eingeräumt. An den ersten Menschen erfuhren die Elben »zum ersten Male das rasche Verlöschen des Menschenlebens und den Tod aus Müdigkeit, den sie selbst nicht kannten; und sie trauerten sehr um den Verlust ihrer Freunde. [...] Die Elben indes bleiben bis zum Ende aller Tage: Daher geht ihre Liebe zur Erde und zu allen Dingen mehr ins Einzelne; sie ist stärker und, wenn die Jahre länger werden, auch mehr von Kummer bedrückt.« Für Tolkien hängt also die menschliche Freiheit, welche menschliche Naturbeherrschung mit umfasst – und dies eben auch in ihrem Destruktivpotenzial – durchaus damit zusammen, dass die Menschen die Welt in ihrem Tod verlassen, zu ihr demnach ein äußerliches Verhältnis pflegen können.

Was mit den Menschen nach deren Tod passiert, weiß auch in Tolkiens Werk niemand außer der Eine Gott, aber es ist klar, dass sie die Erde (nicht nur Mittelerde) verlassen – unklar bleibt, ob es einen Himmel oder ein Ewiges Leben für sie gibt. Ihnen bleibt nur der vertrauensvolle Glaube, um die Angst vor dem Tode zu mildern, um an ihm nicht zu verzweifeln. Tatsächlich existieren immer wieder Andeutungen, dass der Mensch mit dem Tode zu versöhnen sei – mancher hatte »sein Leben willig fahren lassen und war in Frieden gegangen«, was als durchaus vorbildhaftes Verhalten angeführt wird. Gleichzeitig aber glaubt niemand – ob Menschen, Elben oder die Elementargötter – daran, dass der Tod ernsthaft als »Geschenk« zu betrachten sei – dies zieht sich durch das gesamte Werk. Auf der anderen Seite entfaltet Tolkien die Auswüchse, welche sich aus der versuchten Abwehr des Todes durch die Menschen ergeben. Dabei beruhe die Angst vor dem Tode auf einer Verführung durch das Böse und der Tod könne etwas Gutes sein, wenn er anders betrachtet würde. Gleichzeitig kommt immer wieder durch, dass diese Verführung auf ein existentes Bedürfnis trifft.

Auch wenn immer wieder behauptet, gibt es keine Stelle, in der die Unsterblichen die Menschen ernsthaft um ihre Sterblichkeit beneiden würden. Die Elben ziehen schließlich aus Mittelerde. Die Menschen hingegen müssen die Unsterblichen und damit den Gedanken an irdische Unsterblichkeit unterdrücken und vergessen, um sich mit ihrem endlichen Dasein mehr schlecht als recht zu arrangieren, also nicht mehr in Versuchung zu geraten »die Grenze zu überschreiten, die ihrem Glück gesetzt war.« Eben dies jedoch wäre als Herausforderung von der Menschheit anzugehen – die Geschichte könnte lehren, wie es nicht funktioniert. Tolkien war weder ein großer Kritiker noch ein großer Literat, aber es ging mir früh auf, dass keine Kritik hinter seine – von ihm eventuell überhaupt nicht intendierte und doch überaus präsente – Klage zurückfallen durfte. Doch erst bei Freud sowie vor allem bei Adorno und Houellebecq traf ich wieder auf diesen Gedanken, wenn auch in anderer Gestalt.

Eine umfangreichere Version des Artikels mit zahlreichen Verweisen findet sich unter: *http://versorgerin.stwst.at/autorin/paulette-gensler*

Paulette Gensler lebt in Berlin und schreibt unter anderem für die Jungle World und Bahamas.

Sich selbst abschaffen

Sekundäre Betrachtungen über den Freitod. Von *Melanie Letschnig.*

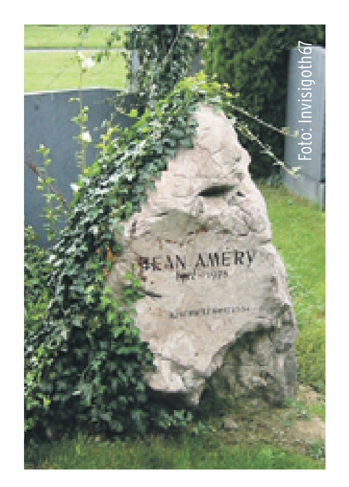
Anfangen

Unlängst beging meine Mutter in größerem Familien- und Vertrautenkreis ihren 70. Geburtstag in einer Mostschenke im Süden Österreichs. Wie es sich für die Gastgeberin gehört, traf sie bereits vor der Festgesellschaft ein, um sich einen Überblick über Ambiente, Speiseordnung und Getränkeangebot zu verschaffen. Wie es sich für die Wirtin gehört, verwickelte sie die Auftraggeberin in Smalltalk, und ich als Beisitzerin staunte nicht schlecht, als an diesem Freudentag ein äußerst eigenwilliges Thema herangezogen wurde, um das Eis zu brechen. Die Wirtin berichtete zu diesem Zwecke von einem 90jährigen Mann, der sich Tage zuvor im nahegelegenen Altersheim zielsicher ein Buttermesser ins Herz gerammt hatte, um seinem Dasein im Hier ein Ende zu bereiten. Aus der Wirtin sprach Bewunderung für den Mut und die Überwindung, die der Protagonist dieser für einen Geburtstag so wunderlichen Erzählung an den Tag gelegt hatte. Ich erinnere diese Anekdote nach wie vor mit Unbehagen, weil mir der Selbstmord eines Menschen als Einleitung für die Geburtstagsfeier meiner Mutter vollkommen daneben erscheint. Abgesehen davon beschäftigt mich der Respekt der Wirtin gegenüber dem aus dem Leben Gegangenen. Diese Reaktion erscheint mir untypisch für eine Gegend, unweit derer vor einigen Jahren ein junger Mann, der sich das Leben nahm, nicht am Friedhof, sondern auf dessen Parkplatz beigesetzt wurde, dort, wo die Straße vorbeiführt, und alle Vorbeifahrenden das Tempo ihrer Autos drosseln, um die Tragödie zu spektakularisieren; ich wüsste nicht, wie man der Familie des Gegangenen zugunsten der Einhaltung katholischer Grundprinzipien noch respektloser gegenüber treten könnte mit dem Ziel, die Versündigung des Verstorbenen an sich selbst auszustellen.

Sich selbst vorzeitig abschaffen, den Tod nicht erwarten wollen, bezeichnet einen Akt der Überschreitung. Dass die Selbstabschaffung eines Menschen bei den Hinterbliebenen eine unfassbare Verzweiflung auslöst, die mit Worten eigentlich nicht fassbar ist, kann dem_der sich Tötenden im Moment des Sich-aus-dem-Leben-Machens offensichtlich kein Hindernis sein. Die Suche nach Motiven gestaltet sich für die Überlebenden als aufreibender Prozess: ein Einfordern von Antworten, die niemals geliefert werden – ist der Mensch, der Auskunft geben könnte über die Beweggründe, doch nicht mehr greifbar. Das wahrscheinlich Schwierigste an der Bewältigung des gewaltsam herbeigeführten, freiwilligen Wegganges eines nahestehenden Menschen ist das Überbordwerfen moralischer Kategorien. In einer Gesellschaft, deren Dynamik durch starke Individualisierung bei gleichzeitiger Dauersanktionierung schwächlicher Verhaltensweisen durch die Gemeinschaft geprägt ist, spielen kollektiv erarbeitete Moralvorstellungen selbstverständlich eine Rolle, zumal die Gesellschaft – wie bereits erwähnt – katholisch geprägt ist (ich spreche von Mitteleuropa).

Soziologie und die Idee des Verhinderns – Émile Durkheim

Mit moralischen Ansätzen den Selbstmord eines Menschen verstehen zu wollen, ist ein vollkommen sinnloses Unterfangen. Das wusste der französische Soziologe Émile Durkheim, der 1897 mit »Le suicide« eine der ersten umfassenden soziologischen Studien überhaupt vorlegte, die – unabhängig vom Untersuchungsobjekt – bis heute als Wegbereiterin der soziologischen Methode im Sinne der Erfüllung der Regeln guten wissenschaftlichen Arbeitens gilt. Durkheim wählt für die Schärfung der Methodologie seines Faches ausgerechnet den Selbstmord, weil er ihm als »leicht zu bestimmender Gegenstand« gilt. Dies impliziert, dass der Selbstmord auch eine Sache der Definition ist, die Durkheim letztendlich wie folgt herleitet: »Man nennt Selbstmord jeden Todesfall, der direkt oder indirekt auf eine Handlung oder Unterlassung zurückzuführen ist, die vom Opfer selbst begangen wurde, wobei es das Ergebnis seines Verhaltens im voraus kannte.«[1] Damit weist Durkheim ganz klar aus, dass der Selbstmord einen bewussten Akt darstellt, dessen Konsequenzen der_die Täter_in trägt. Die Motive der Selbstmörder_innen, aus denen sich Durkheims Statistiken zusammensetzen, sind nicht Gegenstand des Interesses. Vielmehr analysiert der Soziologe die Zusammenhänge von Selbstmord und gesellschaftlichen Gegebenheiten. So interessiert sich Durkheim beispielsweise für das Verhältnis von Alkoholismus und Selbstmord, ohne aber zu behaupten, dass das eine kausal mit dem anderen zusammenhängen würde. Es kann Verbindungen geben, schließlich muss aber nach der Feststellung eines Zusammenhanges weiterführend immer ins Auge gefasst werden, warum es zum Beispiel in einer bestimmten Region Europas zu einem bestimmten Zeitpunkt zu erhöhtem Alkoholkonsum unter Männern kommt, der dann zu erhöhten Selbstmordraten führt – oder auch nicht.[2] Aus seinen Statistiken liest Durkheim – ein weiteres Beispiel – auch heraus, dass um 1850 in den »Irrenanstalten« Europas mehr »geisteskranke« Frauen zu finden sind, als Männer, dass aber der Selbstmord unter Männern generell weiter verbreitet ist als unter Frauen. Die Zahlen, die Durkheim für diese Aussage in Anschlag bringt, müssen klarerweise die Frage nach sich ziehen, wie es kommt, dass es mehr weibliche Patientinnen gibt, welche Diagnosen gestellt wurden etc.
In der Frage, wie das Aufkommen der Selbstmorde – als durch soziale Zusammenhänge hervorgerufene Tat – einzudämmen wäre, vermutet Durkheim die Lösung in einer Gemeinschaft, die im Menschen das »heilsame Gefühl der Solidarität zurück[…]rufen kann«. Das schließt laut Durkheim die »politische Gesellschaft« der modernen Staaten des auslaufenden 19. Jahrhunderts als Möglichkeit aus, zu unsicher ist die Position des Subjekts in dieser Art sozialen Gefüges. Auch die Religionen bieten mit ihrer Ablehnung kritischen Denkens keine Lösung, denn Reflexion ist für die Selbstvergewisserung des Ichs im Verhältnis zur Welt zwingend notwendig, um sich in ihr zurechtzufinden. Ebenso wenig wird die Familie laut Durkheim das Auffangnetz sein, das sich auf die Reise Machende von ihrer Idee abhält. Jene Gemeinschaften, die laut dem französischen Forscher das Individuum so stark in sich aufnehmen, dass es ein für sich alles erfüllendes Leben leben kann, sind laut Durkheim Interessensgemeinschaften wie Berufsverbände, die staatlich eingebunden sein sollen, ohne allerdings von der Staatsmaschinerie kontrolliert zu werden. Die Umsetzung dieser Idee erfordere eine Reorganisation der herrschenden Verhältnisse, die allen zugute kommen solle. Aus den resümierenden Überlegungen Durkheims geht hervor, dass er – basierend auf der Auswertung seiner Statistiken – auch die Idee verfolgt, Menschen gesellschaftlich soweit aufzufangen, dass sie sich erst gar nicht in die Lage bringen, freiwillig gehen zu wollen. Es geht also um ein Verhindern, das auf einer ganzheitlichen Verbesserung der Gesellschaft zugunsten des Einzelnen als Mitglied einer Gemeinschaft fußt. Diese philanthropische Idee Émile Durkheims steht komplett konträr zu den Überlegungen eines anderen Intellektuellen, der sich eingehend mit dem Freitod auseinandergesetzt hat, und dies unter der Prämisse der Verfechtung eines radikalen Individualismus.



Ehrengrab von Jean Améry auf dem Wiener Zentralfriedhof

Hand an sich legen – Jean Améry

1976 veröffentlicht der österreichische Schriftsteller Jean Améry sein Buch »Hand an sich legen – Diskurs über den Freitod«. Améry stellt gleich zu Beginn klar, dass es sich bei seiner Schrift um keine wissenschaftliche Untersuchung handelt, auch nicht um eine »Apologie des Freitods«[3], dessen Diskurs für Améry dort beginnt, »wo die Psychologie endet«. Empathisch geht der Schriftsteller an das Thema heran, auch sich selbst beobachtend, der »[e]in ziemlich langes Leben intimen Umgangs mit dem Tod im allgemeinen, dem Freitod im besonderen«[4] pflegte. Bereits aus seiner Sprache lässt sich die poetische Annäherung an den Gegenstand herauslesen, er spricht vom »Zum-Tode-hin-leben«, von der »Dekomposition« des eigenen Körpers durch den Menschen, »der sich selbst abfertigt«. Den Freitod definiert Améry als Ausbruch aus der Logik des Lebens, dementsprechend als Lossagung vom angewandten Regelwerk einer Gesellschaft, egal, wie sie aufgestellt ist. Der_die Einzelne schuldet ihr nichts, am wenigsten das eigene Leben. Indem er den Selbstmord als »natürlichen«, weil selbst entschiedenen und vollführten Tod ansieht, verteidigt Améry das Recht des Individuums an sich selbst. Die Schwierigkeit einer Anbindung an Gemeinschaft kann dem_der Selbsttäterin durchaus Motiv sein, auch die Zerrüttung der psychischen Konstitution, aber all dies schildert Améry nicht als Negatives: Es muss dem Menschen natürlich sein dürfen, im Sinne der mehrheitlichen Meinung nicht zu funktionieren, ohne gleich als krank zu gelten. Es muss dem_der Einzelnen erlaubt sein, den »Seinsekel« und eine »Todesneigung« zu thematisieren, ohne dafür gleich in der geschlossenen Anstalt zu landen. Es muss dem_der Einzelnen offenstehen, über Zeitpunkt und Art des Ablebens die Oberhand zu haben.

Zwei Jahre nach Erscheinen seines Buches stellt Améry seine Mitmenschen vor die Herausforderung, die ausformulierten Gedanken zum Freitod als Erklärung zu lesen – Améry hat final Hand an sich gelegt. »[m]an kann nicht mit den Toten leben«, schreibt Améry, und spricht damit eine unumstößliche Wahrheit aus. Man kann die Entscheidung der sich selbst getötet Habenden akzeptieren, ohne sich Trost davon zu versprechen. Man kann zur Kenntnis nehmen, dass der Selbstmord eines unbekannten 90jährigen ein richtiges Scheißthema für einen Geburtstag ist und gleichzeitig anerkennen, dass dem radikalen Akt, den er vorgenommen hat, eine Souveränität innewohnt, die durch nichts und niemanden legitimiert werden muss.

---

[1] Durkheim, Émile: Der Selbstmord. Übersetzt von Sebastian und Hanne Herkommer. Frankfurt am Main 1983, S. 27.

[2] Durkheims Analyse der ihm zur Verfügung stehenden Daten ist gekennzeichnet davon, dass es für eine Beweislage immer auch eine Gegenbeweislage gibt. Daraus geht die Erkenntnis hervor, dass es nicht zielführend ist, pathologische Allgemeinheitsbilder zu entwerfen, die automatisch davon ausgehen, Selbstmord sei ausschließlich die Sache psychisch labiler Menschen, sondern dass man immer sehr genau auf die Verwobenheiten gesellschaftlicher, politischer, ökologischer und ökonomischer Umstände zu bestimmten Zeiten schauen muss, in denen Menschen leben, lieben und arbeiten.

[3] Améry, Jean: Hand an sich legen – Diskurs über den Freitod. Stuttgart 2004, S. 11.

[4] Zwei Jahre vor Erscheinen des Buches hat Améry versucht, sich aus dem Leben zu machen.

Melanie Letschnig hat nach neun Jahren ihre Dissertation zum Thema Explosionen in höfischer Festkultur, Blumenstillleben und Kino abgegeben, unterrichtet feministische Film- und Medientheorien an der Universität Wien und beginnt im Herbst mit der Ausbildung zur Trainerin für Deutsch als Zweit- und Fremdsprache.

Das unheilbar gute Gewissen von Pax Christi

Nach einer antiisraelischen Veranstaltung seiner Organisation, auf der Vertreter der Israelitischen Kultusgemeinde Linz rüde unterbrochen und zum Schweigen aufgefordert wurden, hat der Präsident von *Pax Christi* Österreich sein Amt niedergelegt. Dass dieser überraschende Schritt zu einem Umdenken bei der katholischen Friedensbewegung führen wird, muss man jedoch bezweifeln – der verbliebene Vorstand reagierte jedenfalls gänzlich uneinsichtig auf die Demission. Von *Alex Feuerherdt.*


Bild: Gemeinfrei

Anna Mitgutsch

Als der Westdeutsche Rundfunk Ende Juni die Dokumentation »Auserwählt und ausgegrenzt – der Hass auf Juden in Europa« schließlich doch noch ausstrahlte, veröffentlichte er dazu auf seiner Website bekanntlich einen journalistisch wie inhaltlich äußerst fragwürdigen »Faktencheck«. Darin wird unter anderem ausführlich aus einer Stellungnahme zitiert, in der die katholische Friedensbewegung *Pax Christi* sich gegen die Kritik verwahrt, mit ihren Nahost-Aktivitäten zum Antisemitismus beizutragen, und behauptet, bei ihrem Tun stets nur die Menschenrechte im Sinn zu haben. Nun allerdings ist der Präsident der österreichischen Sektion dieser Vereinigung, der Linzer Bischof Manfred Scheuer, von seinem Amt zurückgetreten – und zwar just wegen des Antisemitismus bei *Pax Christi*. Die Differenzen mit seiner Organisation hätten sich, so wird Scheuer von der katholischen Nachrichtenagentur *Kathpress* zitiert, »bei der Kritik an der Politik Israels« respektive »bei der Einschätzung dieser Kritik als antisemitisch« entzündet. Er jedenfalls sei »überzeugt, dass aufgrund der Shoa gerade in Deutschland und Österreich eine besondere Verantwortung und Sensibilität gegenüber dem Staat Israel notwendig ist«.

Seinen Rücktritt hatte Scheuer in einem Brief an die Vizepräsidenten von *Pax Christi* Österreich erklärt. Unmittelbarer Anlass waren demnach die Vorfälle während einer Veranstaltung der Organisation Ende Mai in Linz. Dort hatte der höchste Repräsentant der Palästinensischen Autonomiebehörde in Österreich, Salah Abdel-Shafi, einen Vortrag zum Thema »Der Nahostkonflikt und die Rolle der Europäischen Union« gehalten, der den Widerspruch von Vertretern der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) in Linz, darunter auch von der Schriftstellerin Anna Mitgutsch, hervorgerufen hatte. Mitgutsch sagte der Linzer Kirchenzeitung zufolge wenige Tage nach der Veranstaltung auf einer Pressekonferenz, die Vertreter der IKG seien beschimpft worden, als sie die Ausführungen des Referenten kritisieren wollten. Zum Vorbringen von Gegenargumenten habe es keine Gelegenheit gegeben. Zudem sei Israel von *Pax Christi* in der Einleitung zum Vortrag als »Diktatur« bezeichnet worden.

Bei Pax Christi Österreich sieht man gleichwohl keinen Grund zur Selbstkritik. Zwar räumte die Organisation knapp ein, die Dämonisierung Israels als Diktatur sein »ein Fehler« gewesen, und bedauerte in einer Stellungnahme des Vorstands pflichtschuldig den Rücktritt ihres Präsidenten, dem sie in dürren Worten für seine zwölfjährige Tätigkeit in diesem Amt dankte. Doch weit ausführlicher wies die Vereinigung den Vorwurf des Antisemitismus »entschieden zurück«. Schließlich engagiere man sich seit Jahren »für NS-Verfolgte und für das Gedenken der Opfer dieser Verbrechen«. Die »israelische Siedlungspolitik« sei nun mal »ein Haupthindernis für die Zweistaatenlösung«, und wer diese Einschätzung als antisemitisch denunziere, missbrauche den Begriff Antisemitismus, relativiere die »furchtbaren historischen Verbrechen des wirklichen Antisemitismus« und trübe »den Blick auf das tatsächliche Entstehen neuer Formen des Antisemitismus, die wir entschieden ablehnen und bekämpfen«.

Antisemitischer Unsinn von palästinensischem Repräsentanten

Es ist schon bemerkenswert: Da legt der langjährige Präsident, im Hauptberuf immerhin ein hochrangiger Kirchenfunktionär, sein Amt bei *Pax Christi* nieder, weil er es offenbar nicht länger verantworten will, dass die Vereinigung den jüdischen Staat dämonisiert und delegitimiert, und es nicht mehr erträgt, dass Kritiker dieses israelbezogenen Antisemitismus sich Beschimpfungen und Belehrungen anhören müssen. Doch die Organisation hält nicht inne, reflektiert nicht und erschrickt nicht vor sich selbst, sondern macht stur weiter, wiederholt einfach ihre Vorwürfe gegen Israel und unternimmt den so durchschaubaren wie kläglichen Versuch, den Antisemitismus jenen in die Schuhe zu schieben, die ihn auch in seiner »antizionistischen« Variante deutlich kritisieren. Der demonstrative Hinweis von *Pax Christi* auf sein Engagement für die Opfer des Nationalsozialismus ist in diesem Kontext nichts weiter als ein Persilschein, den man sich selbst ausstellt, eine moralische Selbstermächtigung zum Angriff auf den jüdischen Staat und jene, die ihn unterstützen und verteidigen, eine Instrumentalisierung der Shoa. Und das mit unheilbar gutem Gewissen.

Wenn man sich die Aufzeichnung der Veranstaltung mit dem palästinensischen Repräsentanten einschließlich der anschließenden Diskussion ansieht, bekommt man ein getreues Bild davon, welche Feindseligkeit gegenüber Israel bei *Pax Christi* herrscht. Salah Abdel-Shafi ist zwar Diplomat und deshalb im Auftreten zurückhaltend. Doch sein sanfter Ton vermag die Ungeheuerlichkeiten, die er immer wieder von sich gibt, nicht abzumildern. So sagt er beispielsweise: »Die Ausweitung der Siedlungen bedeutet einen De-facto-Transfer der Palästinenser, bedeutet de facto eine ethnische Säuberung der Palästinenser.« Das ist zwar schon mit Blick auf die Bevölkerungszunahme haarsträubender antisemitischer Unsinn, aber nicht zuletzt wegen solcher Sätze, so viel ist sicher, hat man den eloquenten Emissär eingeladen. Der setzt sogar noch einen drauf: »Siedlungen« sei gar nicht der richtige Begriff, findet er, besser sei der Terminus »Kolonien«. Denn Israel betreibe eine »koloniale Okkupation« mit dem Ziel, die palästinensische Bevölkerung zu vertreiben.
Bei seiner Gründung 1948 habe es außerdem »die palästinensische Identität« auslöschen wollen. Generell hätten ethnische Säuberungen nicht nur die Vertreibung, sondern auch die »Vernichtung von Identität« zum Inhalt. Dass die Araber den seinerzeitigen UN-Teilungsplan ablehnten, sei außerdem verständlich, so Abdel-Shafi weiter, schließlich hätten sie Gründe gehabt, ihn als »ungerecht« zu empfinden. Mit Antisemitismus habe das jedenfalls nichts zu tun gehabt, denn der sei »kein nahöstliches Phänomen«, sondern »ein europäisches«. Die antisemitische Hetze des Muftis von Jerusalem, Hajj Amin el-Husseini, und seine Kollaboration mit den Nationalsozialisten, die antijüdischen Pogrome wie etwa 1929 in Hebron, die judenfeindlichen Passagen im Koran – all das ließ Abdel-Shafi unerwähnt. Lieber sprach er darüber, dass Israel sich immer als Opfer geriere, obwohl es doch der Aggressor sei und sich als solcher gar nicht auf Selbstverteidigung berufen könne. Trotzdem hätten die Palästinenser dem Land eine »Fünf-Sterne-Anerkennung« zukommen lassen. Wenn es aber nicht die Rechte der Palästinenser anerkenne, werde es weder in Frieden noch in Sicherheit leben.

Einwände abgewürgt, Kritiker zum Schweigen aufgefordert

Der Vortrag hatte weder mit der historischen noch mit der gegenwärtigen Realität sonderlich viel zu tun. Verdrehung reihte sich an Auslassung, Dämonisierung an Absurdität, Unterstellung an Erfindung. Abdel-Shafi stellte die Palästinenser als unschuldige Lämmer dar, die nichts lieber hätten als eine Zweistaatenlösung, aber leider einem finsteren Apartheidregime gegenüberstünden, das sie jeglicher Rechte beraube. Es gab also eine Menge Gründe, dem Mann zu widersprechen, doch außer den Repräsentanten der Israelitischen Kultusgemeinde hatte augenscheinlich niemand das Bedürfnis dazu. Und als es Anna Mitgutsch und Gideon Herman von der Linzer IKG taten, kamen sie nicht zum ungestörten Ausreden. Mal wurden sie von anderen Zuhörern unterbrochen, mal von Moderator Meinrad Schneckenleithner, einem der Vizepräsidenten von *Pax Christi* Österreich, der verfügte, es seien lediglich konkrete Nachfragen zugelassen. Eine Vorgabe, auf deren Einhaltung er allerdings weit weniger nachdrücklich bestand, wenn es Mitglieder und Sympathisanten seiner Organisation waren, die sich nicht an sie hielten.
Und auch direkte Fragen vonseiten der IKG-Vertreter waren nicht immer genehm. Jene beispielsweise, ob der Referent wisse, dass auch Angehörige des Hamas-Führers Ismail Haniya in israelischen Krankenhäusern behandelt werden (was unbestreitbar ist), wurde von Schneckenleithner mit der Bemerkung unterbunden, das sei »Polemik«. Unbeanstandet ließ der Moderator dagegen die Tirade eines Mannes aus dem Publikum, dessen Wortbeitrag in der Behauptung gipfelte, die Juden seien »noch viel radikaler« als die Islamisten. Zu Gideon Herman zischte ein Zuhörer: »Es wäre angebracht, wenn Sie gehen.« Anna Mitgutsch, Mitglied im Vorstand der Linzer IKG, musste sich von einem anderen Besucher anherrschen lassen: »Belästigen Sie uns nicht mit Ihren polemischen Zwischenbemerkungen.« Gegenüber *Mena Watch* resümierte die Schriftstellerin: »Die verhinderte Diskussion ist nicht bloß unglücklich gelaufen, die Feindschaft Israel gegenüber, die Abwehr, die Wut, die sich da Luft machte, waren sicherlich symptomatisch. Ich bin davon überzeugt, dass *Pax Christi* ebenso wie andere christliche NGOs von dieser von Hass nicht immer zu unterscheidenden Feindseligkeit angetrieben werden.«

Was die IKG-Vertreter entsetzt habe, sei die »wütende Verweigerung einer Debatte« gewesen, so Mitgutsch weiter. »Nicht wir haben uns der Diskussion verweigert, sondern die Veranstalter, nicht wir gingen einer möglichen Kritik an Israel durch Redeverbot aus dem Weg, sondern die anwesenden Mitglieder von *Pax Christi* verweigerten Richtigstellung und Diskussion.« Eine einzige Stimme aus dem Publikum habe »die Tragik der Situation berührt, indem sie von ihrer Beobachtung gegenseitiger Angst an den Checkpoints sprach, der Angst in den Augen der israelischen Soldaten und ebenso in den Augen der Palästinenser«. Doch dieser Versuch persönlicher Empathie sei ignoriert worden. Bischof Manfred Scheuer hat nun die Konsequenzen gezogen und demissioniert – ein Schritt, den Anna Mitgutsch ausdrücklich begrüßt. Dass der Rücktritt ein Umdenken bei *Pax Christi* einleitet, was die Haltung zu Israel betrifft, muss man jedoch bezweifeln. Dafür sitzen die Ressentiments gegen den jüdischen Staat zu tief und zu fest.

Dieser Artikel erschien zuerst bei Mena Watch http://www.mena-watch.com. *Alex Feuerherdt betreibt den sehr lesenswerten Blog Lizas Welt* https://lizaswelt.net

---

Die Aufzeichnung der antiisraelischen Veranstaltung, für die neben Pax Christi naturgemäß auch die »Solidarwerkstatt« verantwortlich war, kann unter https://www.dorftv.at/video/27403%20 *abgerufen werden.*

Mit der IRI gegen den IS?

Die Expansion des iranischen Regimes & der Kampf gegen den ‚Islamischen Staat'. Von *Stephan Grigat.*

Im Windschatten der Verhandlungen über das iranische Atomprogramm und insbesondere seit dem 2015 in Wien am Theodor-Herzl-Platz ausverhandelten Atomabkommen konnte das Regime der Ajatollahs und Revolutionswächter seine Macht in der Region des Nahen und Mittleren Ostens massiv ausbauen. Durch die Fixierung des Westens auf den ‚Islamischen Staat' (IS) konnte sich die ‚Islamische Republik Iran' (IRI) sogar in die Phalanx des »Kampfes gegen den Terror« einreihen, obwohl es selbst weiterhin zu den wichtigsten Förderern des islamistischen Terrors gehört. Das in der Gedankenwelt der iranischen Islamisten stets als Prinzip anerkannte *maslahat* (eine Zweckdienlichkeit jenseits ideologischer Bedenken und Zielsetzungen, mit der die Ideologie aber nicht überwunden, sondern nur temporär zurückgestellt wird) führt in der aktuellen Situation offensichtlich dazu, die zeitweilige und partielle Beschränkung des Atomprogramms weitgehend zu akzeptieren, um zum einen die Sanktionen loszuwerden und sich zum anderen während der Dauer des Abkommens vorerst auf den seit 1979 propagierten, aber noch nie so erfolgreich wie derzeit betriebenen Revolutionsexport in der Region des Nahen und Mittleren Ostens zu konzentrieren.

Das Bündnis mit der libanesischen Terrormiliz Hisbollah ist auch unter Präsident Hassan Rohani intakt und bekommt durch den Krieg in Syrien zentrale Bedeutung; jenes mit der palästinensischen Hamas wurde erneuert. In letzter Zeit wird insbesondere die Unterstützung der Huthi-Rebellen im Jemen verstärkt, zu denen die Hisbollah und die Pasdaran schon länger enge Kontakte pflegen, und die sich ideologisch in den letzten zwei Jahren deutlich dem iranischen Regime und der Hisbollah angenähert haben. Über ihre Prioritäten lassen die jemenitischen Verbündeten Teherans keine Zweifel aufkommen, wenn sie in den Schriftzügen ihres Logos verkünden: »Gott ist groß! Tod den USA! Tod Israel! Verdammt seien die Juden! Sieg dem Islam!«

Wie der iranische Vormarsch im Nahen Osten weitergehen könnte und warum er in den israelischen Stellungnahmen zum Atomdeal so breiten Raum eingenommen hat, wird zum einen dadurch deutlich, dass mittlerweile hochrangige iranische Militärs unmittelbar an der Grenze zu Israel auftauchen, wie beispielsweise im Juli 2016 der damalige Basij-Befehlshaber und General der Pasdaran, Mohammad Reza Naqdi, der »die Vernichtung Israels in den nächsten 10 Jahren« für »unvermeidlich« hält. Im März 2017 verkündete die vom iranischen Regime kontrollierte irakische Miliz Harakat al Nujaba die Gründung einer »Golan Liberation«-Brigade, die unmittelbar an der israelischen Grenze aktiv sein soll. Zum anderen sollte man sich eine Äußerung von Qassem Soleimani vor Augen halten, des Kommandanten der für Auslandseinsätze zuständigen Quds-Brigaden der Revolutionswächter, die das Ziel all ihrer Bestrebungen – Jerusalem – bereits im Namen tragen. 2015 erklärte Soleimani, dessen Einfluss im iranischen Machtgefüge durch das Engagement der Pasdaran im Irak und in Syrien enorm gewachsenen ist, der Iran könne in einer ähnlichen Weise, wie er jetzt schon den Irak, Syrien und den Libanon kontrolliert, demnächst auch Jordanien kontrollieren. Im März 2017 betonte der Kommandant der Revolutionswächter, Ali Jafari, dass die globale Herrschaft des Islams und des Systems der ‚Islamischen Republik' das Bestreben des iranischen Regimes bleibe, und im Juni 2017 gab es erstmals Meldungen, dass das Regime in Teheran nun durch seine Erfolge im Irak, in Syrien und im Libanon sein Ziel einer durchgängigen Route vom Iran bis an die Mittelmeerküste verwirklicht habe.

Die Anschläge des IS auf das Parlamentsgebäude und das Khomeini-Mausoleum in Teheran im Juni 2017 haben es für israelische Politiker unterschiedlichster Couleur noch schwieriger gemacht, ihren westlichen Gesprächspartnern klarzumachen, dass trotz der diversen sunnitisch-djihadistischen Milizen in Syrien und dem Irak, und auch trotz des IS, über dessen Rolle als Avantgarde eines völlig perspektivlosen Massenmordislams sich in Tel Aviv und Jerusalem niemand Illusionen macht, in *militärischer* Hinsicht weiterhin das iranische Regime, die Hisbollah und ihre Verbündeten die derzeit entscheidende Bedrohung für Israel darstellen. Selbstverständlich ist der IS eine durch und durch antisemitische Organisation. Das manifestiert sich nicht zuletzt in jener offen judenfeindlichen Wahl der Terrorziele seiner Kader und Anhänger in Europa, die in deutschsprachigen Medien häufig unter den Tisch gekehrt wird. Und auch bei der Ankündigung von Attacken gegen und im Iran, die der IS im März 2017 auf Farsi veröffentlicht hat, verweisen die Kämpfer des sunnitischen Möchtegern-Kalifats explizit auf die im Iran verbliebene kleine jüdische Minderheit, die in den Augen des IS augenblicklich zu ermorden wäre, während das iranische Regime die nach der Islamischen Revolution verbliebenen wenigen Juden solange akzeptiert, wie diese sich dem Herrschaftsanspruch des Islam unterwerfen, ihre Rolle als systematisch diskriminierte Minderheit akzeptiert und sich beständig und demonstrativ von Israel und vom Zionismus distanziert.

Hinsichtlich der Bekämpfung Israels verfolgt der IS eine andere Strategie als das iranische Regime und hat ein eigenes Strategiepapier zur Frage des Djihad in Palästina veröffentlicht, in dem er sein Unverständnis dafür zum Ausdruck bringt, warum Juden mehr bekämpft werden sollten als andere »Ungläubige«. Perspektivisch müsse es selbstverständlich auch gegen die Juden in Israel gehen, dafür sei aber zunächst der Sturz der »ungläubigen« arabischen Herrscher in den Nachbarländern des jüdischen Staates notwendig, was erklärt, warum sich der IS derzeit sowohl militärisch als auch propagandistisch gegenüber Israel vergleichsweise zurückhält, aber immer wieder Versuche unternimmt, auf der ägyptischen Sinai-Halbinsel oder – nicht zuletzt auf Grund der engen Kooperation zwischen Amman und Jerusalem bisher deutlich weniger erfolgreich – in Jordanien Fuß zu fassen.

Anders als das iranische Regime, das für seinen antiisraelischen Kurs über sonstige Differenzen beispielsweise mit der sunnitischen Hamas hinwegsehen kann und auch für Kooperationen mit vermeintlich moderaten oder links-säkularen palästinensischen Organisationen zur Verfügung steht, solange es gegen den gemeinsamen zionistischen Todfeind geht, erteilt der IS einer derartigen antiisraelischen Bündnispolitik eine explizite Absage, verteufelt nicht nur »säkulare und kommunistische Bewegungen« wie Fatah, PFLP und DFLP, sondern auch die unmittelbar mit dem Iran kooperierenden »Ungläubigen« von der Hisbollah und dem Islamischen Djihad sowie die »Apostaten« von der Hamas. Der IS droht allen palästinensischen Fraktionen, die weiterhin ihrem Nationalismus frönen, anstatt sich den hehren Zielen des IS-Kalifen für eine von »Polytheismus« und »Unglauben« in jeglicher, keineswegs bloß jüdischer Ausprägung »gesäuberten Welt« unterzuordnen. Die IS-Anschläge in Teheran werden vermutlich dazu führen, dass es dem Ajatollah-Regime in Zukunft noch leichter fällt, seinen Export des islamistischen Terrors unter dem Banner der Bekämpfung des Terrors anzupreisen. Die Bereitschaft in Europa und im Westen, an der absurden Strategie festzuhalten, mit der ‚Islamischen Republik' den ‚Islamischen Staat' zu bekämpfen, ist durch die IS-Angriffe vom Juni 2017 im Iran nochmals gestärkt worden. Israel kann in seinem Bestreben, den iranischen Einfluss im Nahen Osten zurückzudrängen, wohl kaum auf seinen europäischen ‚Verbündeten' zählen.

Stephan Grigat ist 2017/18 Research & Teaching Fellow an der Hebrew University in Jerusalem. Anfang Herbst erscheint der von ihm herausgegebene Band »Iran – Israel – Deutschland: Antisemitismus, Außenhandel & Atomprogramm« bei Hentrich & Hentrich.



Dissonanz und Differenz

David Hellbrück rezensiert die neueste Veröffentlichung von Gerhard Scheit.

Gerhard Scheits neustes Buch *Im Ameisenstaat: Von Wagners Erlösung zu Badious Ereignis* besticht dadurch, dass der Autor fast pedantisch auf der Differenz zwischen Begriff und Sache, in den Obertönen sozusagen, insistiert und dort oftmals ‚den Hebel' zur Kritik ansetzt, ohne jedoch das Thema, den Grundton, wenn man so will, zu ignorieren. Als Referenz- und Abstoßungspunkt der Abhandlung dient nicht zufällig Richard Wagner, dessen Kompositionen, aber auch literarische Tiraden, die Wende hin zur Moderne charakterisieren.

In Wagners Musikdramen wimmelt es von »Judenkarikaturen« (Adorno), die in seinen Figuren wie beispielsweise Mime in *Siegfried* oder Beckmesser in *Die Meistersinger von Nürnberg* verkörpert werden. Auch der einstige Wiener Komponist und Operndirektor Gustav Mahler, ein Verehrer Wagners Musik, erkannte die »leibhaftige, von Wagner gewollte Persiflage eines Juden« (9) insbesondere in der Figur des Mime. Dem Symphoniker Mahler gelang es, so Scheit, die »musik-dramatischen Charaktere Wagners in absolut-musikalische ‚Charaktere' zu transportieren.« (18) So hat Mahler in seinen ersten Symphonien »wirklich alle Möglichkeiten, die in Mime stecken« (20) realisieren können. Durch »Mahlers Symphonik« eröffne sich »zugleich die Möglichkeit einer Wagner-Deutung jenseits der ‚Judenkarikaturen'.« (21)

Zwar hätte Mahler die »Sehnsucht nach Frieden mit dem Naturwesen« (22) aus Wagners *Ring* gelernt, doch Scheit erläutert eindrucksvoll, entlang der musikalischen Technik und Partitur, wie Mahler ein ganz anderes Verständnis von Natur musikalisch auszudrücken vermochte. Denn während bei Wagner die Beherrschung der Natur im Vordergrund stünde – und Adorno in diesem Zusammenhang das erste Mal in seiner Schrift *Versuch über Wagner*, worauf Scheit beinahe beiläufig hinweist, den Naturbegriff der Kritischen Theorie entfaltet –, zielt Mahler auf die Versöhnung mit ihr ab. Dass in Mahlers Spätwerk diese Versöhnung selbst wieder anders Darstellung findet, »jene erzwungene Versöhnung im Finale selbst noch zurückgenommen wird« (82), darauf weist der Autor ebenso geflissentlich hin.

Ganz anders als Mahler rezipierte der österreichische Philosoph Otto Weininger Wagners Werk. Wagners *Parsifal* sollte ihm nicht nur als Vorlage für Teile seines Buchs *Geschlecht und Charakter* dienen. Weininger, der dort seinen »explizierten Frauenhass mit antisemitischen Projektionen gleichsam untermauert« (25), hat sich aufs Äußerste mit der in Wagners *Parsifal* präsentierten Figur Kundry identifiziert, so dass ihm das selbe Schicksal der Selbstvernichtung wie Kundry ereilte. Am 4. Oktober 1903 erschoss sich Weininger in Beethovens Sterbehaus und er galt vielen damit als vom ‚jüdischen Selbsthass' erfüllt. Wobei, wie Scheit bemerkt: »Die Rede vom Selbsthass fixiert im Inneren des Judentums oder des einzelnen Juden, was in Wahrheit außerhalb entspringt. […] Wo Juden dem Druck der antisemitischen Gesellschaft nicht mehr standhalten können, dort entstehen Phantasmagorien wie die von *Geschlecht und Charakter*.« (26) Weininger bloß als Antisemiten zu denunzieren, würde nach Scheit verkennen, dass das Buch zugleich auch eine Schrift »gegen den Antisemitismus, ja selbst gegen den ‚jüdischen Antisemiten'« (27) darstelle.

Scheit konzentriert sich im Abschnitt über Weininger vor allem auf die sexualpathologischen Momente in dessen Werk und entschlüsselt sie mit Sigmund Freud. Weininger gilt die Sexualität als unrein, ‚das Weib' als Ausdruck der »Objektivation der männlichen Sexualität, die verkörperte Geschlechtlichkeit seiner Fleisch gewordenen Schuld.« (41) Indem der Autor den »desexualisierten Sexus« (Adorno) in den Fokus rückt, kommt er abermals auf Mahler zu sprechen, dem er attestiert, Ungeheureres in seinen *Scherzi* geschafft zu haben und damit den Kontrast zu Weiningers Reinheitsphantasien bildet. Denn dort lässt Mahler die »körperliche Berührung von Mann und Frau beim Tanzen« ausdrücklich zu; »der Rhythmus, der mehr oder weniger deutlich auf die gleichförmigen Bewegungen, auf das Aneinanderreiben, also das ‚Ficken', anspielt.« (78) »Was als das Schmutzige des Triebs empfunden wurde, aus dem Konzertsaal ausgegrenzt werden sollte und verleugnet wurde, kehrt hier zurück.« (79f.)

Im zweiten Teil des Essays konfrontiert der Autor Wagner mit Karl Marx. Im Gegensatz zu Wagner vermeidet Marx, der auch nicht von »Judenkarikaturen« absah, »jede Konkretisierung: jüdisch ist in seinem Verständnis das Profitmachen, aber nicht eine bestimmte Physiognomie, eine besondere Art zu reden oder sich zu bewegen.« (97f.) Während Wagners Aufsatz *Das Judenthum in der Musik* als »eine Art Einleitung zum modernen Antisemitismus« (102) gelesen werden könne, in dem er »das unbegriffene Unwesen des Geldes an jede einzelne von ihm idiosynkratisch modellierte Eigenschaft, an alle Einzelheiten der von ihm entworfenen Erscheinungen des Judentums« festmachen wolle, »sodass sie schließlich identifizierbar werden und die Vernichtung des Judentums auch die Vernichtung des Geldes« (102) suggeriert, unterlässt Marx gerade solche Identifikation. Hiervon ausgehend deutet Scheit Wagners Werk durch die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie hindurch neu.

Dadurch, dass Scheit immer wieder die Rezeptionen auf Wagner rückbezieht, ohne dass er sich scheut, Musik auf Philosophie (und umgekehrt) zu beziehen und ohne beide in einer Einheit ohne Differenz gleichmachen zu wollen, öffnet sich ein neuer Zugang zu Wagner, aber ebenso kann ein neues Bild von der Rezeption gewonnen werden, was Erkenntnis überhaupt erst zulässt. Hätte man für solche Denkbewegung noch keinen Begriff, man könnte sie glatt Dialektik taufen.

Gerhard Scheit: Im Ameisenstaat: Von Wagners Erlösung zu Badious Ereignis. Ein Essay über Musik, Philosophie und Antisemitismus. Sonderzahl, Wien 2017, 160 Seiten, 19,90 Euro.

Revolution, Opfer, Neuer Mensch

Zur kommunistischen Utopie des Ernesto Che Guevara. Von *Hannes Gießler.*

Vor 50 Jahren, als Ernesto Che Guevara im Kampf fiel, war vom Kommunismus, wie er im Buche steht, nichts zu sehen. Pragmatismus hatte sich breit gemacht; die Führer und Ideologen im Ostblock beschieden sich mit dem »real existierenden Sozialismus«. Das Wirtschaftsleben, so hatte sich herausgestellt, ließ sich offenbar nur grob planen und vermittelte sich ansonsten, legal oder illegal, über Markt und Geld.

Nach der Revolution, als Industrieminister (1959-1965), hatte Guevara Druck gemacht; er wollte in Kuba keinen Realsozialismus, sondern Kommunismus. Dessen Hebelpunkt vermutete er dort, wo anstelle des Individualismus der Dienst an der Allgemeinheit trete. An diesem Punkt würde der Widerstand am größten; die Revolutionäre im Ostblock hätten an diesem Punkt, vor Materialismus und Egoismus, kapituliert. Die Arbeiter im Realsozialismus, so Guevara, arbeiteten für Lohn, die Betriebe nur für ihren Profit; so bestünden die alten kapitalistischen Kategorien fort: Ware, Geld und Markt. In Kuba müsse die Revolution radikaler sein; der Markt durch ein Plansystem restlos ersetzt, die Volkswirtschaft zu einem »einzigen großen Unternehmen« (Guevara, Bd. 3, S. 57) werden, worin jeder Arbeiter seinen Dienst tue wie ein »bewusstes Zahnrad« (Guevara, Bd. 6, S. 157). Die materiellen Interessen der Menschen sollen aufhören, maßgebend zu sein, gute Arbeit nicht mehr durch Lohnerhöhungen goutiert werden, sondern durch Urkunden. Pflichtbewusstsein wird die Bürger erfüllen, in der Bereitschaft gipfelnd, sich für das Gemeinwohl aufzuopfern. Was im revolutionären Kampfe der Schützengraben, werde in der kommunistischen Gesellschaft der Arbeitsplatz sein. Wie es die Guerillas vorgelebt haben!



Che-Ikone im Europabad am Attersee

Neu war diese Idee nicht: Die Kraft des Kommunismus gründe im Opfer – so hatte schon Georg Lukács verkündet, in Texten und Vorträgen (siehe Lukács: Taktik und Ethik. Politische Aufsätze I, 1975) aus dem Jahre 1919, dem Jahr der ungarischen Räterepublik: Anstelle des Zwanges, wie er in der bürgerlichen Gesellschaft herrscht, werde eine kommunistische Moral treten, dahingehend, dass sich die Einzelnen aufopfern, auf den Schlachtfeldern der Revolution und in den Fabriken der neuen Gesellschaft.

Im Kuba war die Opferbereitschaft nach der Revolution nicht besonders ausgeprägt, wie ein Witz bezeugt, der im Umlauf war. Überliefert hat ihn Guevara in einer Rede vor Textilarbeitern, wobei er ihn ziemlich witzlos zusammenfasst, darauf erpicht, über dessen konterrevolutionäre Pointe aufzuklären. Der Witz lässt sich, trotz verbitterter Quelle, wiederbeleben: »Ein Arbeiter ist von der Revolution begeistert, hat diese doch die Imperialisten verjagt. Er will der revolutionären Partei beitreten. Doch ein Parteivertreter bremst ihn und erklärt ihm die Pflichten: ›Als Parteimitglied musst du mit gutem Beispiel vorangehen, die Partei und den Kommunismus repräsentieren, musst in deinem Betrieb Überstunden leisten, pünktlich zur Arbeit kommen, dich aktiv an den Partei- und Nachbarschaftskomitees beteiligen, darfst während der Arbeit keinen Alkohol trinken, bei freiwilligen Arbeitseinsätzen nie fehlen und dich auch in deiner Freizeit nicht daneben benehmen!‹ Als der Parteifunktionär sieht, wie dem Arbeiter die Miene entgleist, setzt er noch eins drauf: ›Und du musst bereit sein, dein Leben für die Revolution zu geben!‹ ›Na logisch‹, fährt ihn da der Arbeiter ins Wort, ›wer so ein Leben führt, wie Sie es ausmalen, kann es auch hergeben.‹«

Wie gesagt, lachen kann Guevara darüber nicht. Opfer, so belehrt er seine Zuhörer, begreift der Revolutionär »als Teil seiner Pflicht […] Wenn er kein Opfer bringt, fühlt er sich unwohl. So kommt es dahin, daß ›sich nicht Aufopfern‹ zum tatsächlichen Opfer eines Revolutionärs wird. Das heißt, die Begriffe und die Inhalte verändern sich.« (Guevara, Bd. 6, S. 134)

Die Kubaner sollen ihr Denken und Handeln dem Allgemeinwohl unterordnen; man könnte auch sagen, sie sollen lauter Philosophenkönige werden. So nennt Platon in seiner politischen Utopie die Herrscher. Dazu avancieren könne jeder, unabhängig von seiner familiären Herkunft, egal ob Mann oder Frau. Als Kinder werden die Kandidaten ausgewählt, dann über Jahrzehnte hinweg geschult und schließlich die besten von ihnen zu Philosophenkönigen. Entscheidend, so Platon, sei die Fähigkeit zur Selbstbeherrschung, d.h. die Fähigkeit, von sich und seinen Interessen zu abstrahieren und dem Gemeinwesen und der Idee des Guten zu dienen, welche ewige Harmonie verspricht, über den vergänglichen Begierden thront und Gipfelpunkt der Vernunft ist.

Während Platon eine Elite heranziehen möchte, die der Vernunft inne wird und sie im Gemeinwesen und für dieses durchsetzt, möchte Guevara die Selbstbeherrschung und den Dienst am Gemeinwohl demokratisieren. Alle sollen solidarische Mitglieder des Gemeinwesens werden vulgo zu Genossen. Eine »gigantische Bewußtseinsveränderung« (Guevara, Bd. 3, S. 85) sei nötig; auf dass der selbstlose, sozialistische Mensch entstehe: der Neue Mensch. Sprich: Wenn der Mensch nach seinem Bilde geformt ist, wird der Kommunismus funktionieren! Guevara denkt besonders an die Jugend; in ihr erblickte er den »Ton, aus dem sich der neue Mensch ohne all seine früheren Mängel formen lässt« (Guevara, Bd. 6, S. 31). By the way: Dass die Jugend im Westen dort, wo sie den Aufstand probt, das Konterfei von *Che* vor sich her trägt, deutet hin auf die Janusköpfigkeit der Rebellion. Was seine Beliebtheit zu erklären vermag, steht für die Sehnsucht nach Kampf und Kommando, Hingabe und Opfer: Seine Abkehr vom Elternhaus, sein Kampf in der Sierra Maestra, seine Ähnlichkeit mit Jesus, seine Entscheidung als Minister, abermals sein Leben zu riskieren, diesmal im Kongo, später in Bolivien, dort seine Gefangennahme und Exekution, sein Märtyrertod. »Es gibt kein Leben außerhalb der Revolution.« (ebd., S. 33) Darin, nur darin, erschien es ihm richtig. So ticken auch heutige Revolutionäre. Das »Unsichtbare Komitee« verkündet einen »kommenden Aufstand« und huldigt diesem an und für sich. Erhofft werden Ereignisse, in die sich mit Haut und Haar stürzen ließe, worin »sechzig Jahre der Befriedung« zu Ende gingen (im Kapitel »Auf Geht's«). Noch lüsterner erwarten zündelnde Revolutionäre aus Griechenland das Ende der Befriedung. »Wir wünschen, unser Alltagsleben in eine fortwährende Schlacht gegen die Macht und ihre Zivilisation zu verwandeln.« (Verschwörung der Feuerzellen 2014, S. 101) Immer wieder betonen sie ihre »Begierde nach einem fortdauernden Zusammenstoß« (ebd., S. 104). Fortwährende Schlacht, fortdauernder Zusammenstoß! – kein Wort über den Zustand danach, kein Wort über das Ende von Kampf und Entbehrung. So lesen sich die Pamphlete wie das Gegenkonzept zu Kants »ewigem Frieden«: ewige Anarchie, permanente Revolution, endloser Kriegskommunismus.

Mit dem Vorhaben, durch Erziehung Gemeinschaftsmenschen zu formen, stand Guevara in sozialistischer Tradition. Schon die Saint-Simonisten hatten die moralische Erziehung als sozialistisches Werk deklariert. Die Losung vom »Neuen Menschen« verbreitete sich dann in den 1920er-Jahren in der Sowjetunion. Die Theorie dazu nannte sich »Soziologischer Materialismus«. Einer ihrer Vertreter, Aron Salkind, Psychoanalytiker und Mitbegründer der Pädologie (Wissenschaft vom Kind), begrüßte die »massenhafte Veränderung der Kinder in einer dynamischen neuen Umwelt« (zit. n. Anweiler, S. 314). In der widerstreitenden Theorie, genannt »Biogener Materialismus«, wurde der Mensch hingegen als Geschöpf betrachtet, das durch Natur und Erbgut vorgeprägt sei. Einer ihrer Vertreter, der Psychoanalytiker Moshe Wulff, warnte davor, die Kinder als »tabula rasa« zu betrachten, »worauf sich beliebiges schreiben ließe« (zit. n. Etkind, S. 330f.). Ob soziologischer oder biogener Materialismus – beiderlei lässt sich mit Marx-Zitaten autorisieren. Entweder: Der Mensch ist ein Ensemble gesellschaftlicher Verhältnisse. Oder: Der Mensch ist ein Naturwesen. Um den Streit auszutragen, wurde 1927 ein pädologischer Kongress ausgerichtet. Der Parteiintellektuelle Bucharin behauptete dort, dass nicht allein der Charakter, sondern auch die Physis des Menschen sozial bedingt sei. Mit Nachdruck und Segen des Kremls setzte sich die Position des »soziologischen Materialismus« durch; im Kongressresümee wurde die »Formbarkeit des Menschen« betont (siehe Anweiler, S. 314). Soweit war die Revolution: Statt eine bessere Gesellschaft für die Menschen sollten fortan bessere Menschen für die Gesellschaft geschaffen werden. Auch mit Gewalt: »Von einem breiteren Standpunkt aus, d.h. vom Standpunkt eines dem Umfange nach größeren historischen Maßstabes, bildet der proletarische Zwang in allen seinen Formen, angefangen mit Erschießung bis zur Arbeitspflicht, eine, so paradox dies auch klingen mag, Methode der Bildung einer neuen, kommunistischen Menschheit aus dem Menschenmaterial der kapitalistischen Epoche.« (Bucharin, S. 157) Guevara tönte vierzig Jahre später, man müsse »einen Frontalangriff führen gegen die Unlustigen, die Unklaren, Verworrenen und Faulen, diese Masse umerziehen und erziehen, sie in die Revolution einreihen und die Widerstrebenden entfernen« (Guevara, Bd. 3, S. 35).

Der Frühsozialist Robert Owen hatte sich bedächtiger geäußert. Nachdem seine Kommune »New Harmony« ihrem Namen nicht gerecht geworden war, notierte er: »Eine Erfahrung von achtzehn Monaten hat uns bewiesen, daß für ein ständiges Mitglied der kommunistischen Gemeinde folgende Eigenschaften erforderlich sind: 1. ehrliche Absicht; 2. Mäßigkeit; 3. Fleiß; 4. Sorgfalt; 5. Reinlichkeit; 6. Wissensdurst; 7. die Anerkennung der Tatsache, daß der Charakter des Menschen für ihn, nicht von ihm, gebildet wird.« (zit. n. Hillquit, S. 67) Der letzte Satz rät zu Zurückhaltung: Die Menschen lassen sich nicht formen.

Der neue Mensch wurde kein Massenphänomen, in Kuba so wenig wie in der Sowjetunion. Materialismus und Egoismus behaupteten sich, wie Fidel Castro zum 20. Todestag von Guevara bekümmert kundtat: »Wenn Che gewusst hätte, daß das Geld zum wichtigsten Instrument der Motivierung der Menschen geworden ist, dann wäre er, der so dagegen war, entsetzt gewesen.« (Castro, S. 10)

Literatur

Otto Anweiler: *Geschichte der Schule und Pädagogik in Russland* [1963], West-Berlin 1978.

Nikolaj Bucharin: *Ökonomie der Transformationsperiode* [1920], Reinbek bei Hamburg 1970.

Fidel Castro: *Ansprache vom 8.10.1987*, in: Guevara, Bd. 3, S. 7-27.

Alexander Etkind: *Eros des Unmöglichen. Die Geschichte der Psychoanalyse in Russland* [1993], Leipzig 1996.

Ernesto Che Guevara: *Ausgewählte Werke, Bd. 3* (Aufsätze ü. Wirtschaftspolitik) und Bd. 6 (Der Neue Mensch), Bonn 2003.

Morris Hillquit: *History of Socialism in the United States* [1903], New York 1910.

Das Unsichtbare Komitee: Der Kommende Aufstand [2007], verschiedene Versionen im Internet.

Verschwörung der Feuerzellen: Warum wir eure Nächte in Brand stecken [2014], *http://www.magazinredaktion.tk/nihilin.php*.

Hannes Gießler, wohnhaft in Köln, laboriert an Geschichte und Enttäuschung des Sozialismus und schlägt sich als Pädagoge durch.

STWST

STWST 48x3 14:00 08.09.17–
14:00 10.09.17

MYCELIUM NETWORK SOCIETY

the mycos experience

Byndelle Hybrida

The Boat

INFOLAB

Mycelium Infolab

Infolab Videoclub: Digital Physics

Funkfeuer.de

QUASIKUNST

Iceberg / The Entity – 48 Hours Meltdown

Enter the Net – Get a Passport for the Cold Land

The Robot is present

OPEN LOCATIONS

wild_chive_lab

LOCATION ID: HOME

CINE TRAKTORI

MEME

EXTRA

Tribute to Armin

MIND LESS - STWST48x3 CLUB Nights

Man-Machine-Sound

KOOPS

FACES network

4040 LOWER EAST SITE

stwst48x3.stwst.at
lowereastsite.com

MIND LESS 48x3

STWST48x3 – 48 Hours MIND LESS

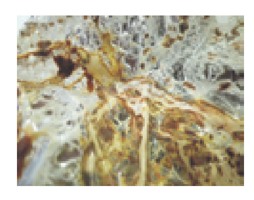
48x3 MIND LESS

Under the slogan MIND LESS, STWST48x3, the third edition of STWST48, offers a 48-hour showcase-art-extravaganza of the expanding kind. Mindless information, open states of mind, an infolab in opposite to new media, quasi-coordinates of extended contexts, funky fungis, digital physics and a Meltdown Totale: STWST48x3 MIND LESS is addressing new art contexts that have been developed in and around the Stadtwerkstatt Linz in recent years. Watch out: MIND LESS Stadtwerkstatt is also in 2017 under the directive of New Art Contexts and autonomous structures.

stwst48x3.stwst.at

MYCELIUM NETWORK SOCIETY

STWST Residencies



Mycelium Network Society, a brand new network initiative situatedin a post-internet mudland, diverts the pursuit of magic mushroom, from a state of hyper-hallucination to collective fungal consciousness. MNC investigates the fungi culture, its network capacity to communicate and process information. MNC shows works from Artists of der Summer-Residencies on survey vessel Eleonore.

THE MYCOS EXPERIENCE | Presentation
If the mycelium is a communication network, certain mushrooms must be the data centers... In the mycos experience Servando Barreiro is involved with Psilocybin / Psilocyn.
+++++++FOYER / 48 HOURS CONTINUOUS

BYNDELLE HYBRIDA | Installation
Byndelle Hybrida focuses on the search of a hybrid created out of the combination of metals and mycelium. The project is inspired by papers, which involve concepts of nature, technique and cyborgs. A project by Azucena Sanchez.
+++++++FOYER / 48 HOURS CONTINUOUS

THE BOAT | Installation
This project demonstrates the potential of mycelium as a building material. Built with this new and sustainable material Callum Caplan is presenting a small rowing boat out of mycelium and wood.
+++++++FOYER / 48 HOURS CONTINUOUS

INFOLAB

The Infolab is an open laboratory format, which STWST has been operating for several years. The Main Question in the Infolab is: What is New Media and what is information? The aim is to look at the concept of information from an artistic perspective, close to scientific knowledge.

MYCELIUM INFOLAB | Presentation
For several years, Stadtwerkstatt has been working with fungi and mycelium - as part of the Infolab, where other types of communication and information processing are concerned. Besides the MNS-Residencies Mycelium Infolab will be presented. Mycelium Infolab by taro, Shu Lea Cheang und Franz Xaver.
+++++++KITCHEN + FOYER / 48 HOURS CONTINUOUS

INFOLAB VIDEOCLUB: DIGITAL PHYSICS | Streaming-Club
Infolab is proud to present: »op kino« - its not our real world. 38 films, non stop in 2x24 hours. In this cinema you can have a drink and watch 24 hours nonstop documentations about information technology, quantum therory and digital physics. Let's break the natural laws. A project by Franz Xaver.
+++++++SERVUS CLUBRAUM / 48 HOURS CONTINUOUS

FUNKFEUER.DE | Presentation

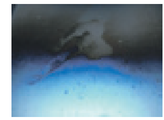


The Infolab of the Stadtwerkstatt is continuously working on an autonomous information network. The current development status of the project Funkfeuer.de wil be presented. Let's secure autonomous information. A project by Franz Xaver.
+++++++SERVUS CLUBRAUM / 48 HOURS CONTINUOUS

QUASIKUNST

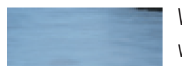
Quasikunst is systemic-performative research, since several years settled in the »New Art Contexts« of Stadtwerkstatt. It loosely refers to existing concepts such as quasi-objects and their extensive contexts. Quasikunst this year discusses non-human actors, as entities, systemic subjects, quasi-presences of nature and technology. It's all about the whole.

ICEBERG / THE ENTITY – 48 HOURS MELTDOWN | Installation



An ice block as an entity is performing its most obvious material aspects - as a 48 hours meltdown. A project by Tanja Brandmayr.
+++++++WERKSTATT / Fr + Sa, 16 – 01 h

ENTER THE NET – GET A PASSPORT FOR THE COLD LAND | Textinstallation



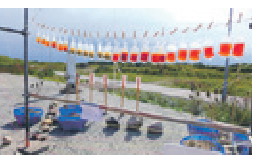
Whenever we do not know, whenever we feel alien, whenever we can not help it, we do it, we »go to the net«. Lisa Spalt installs a short audio textbeginning in correspondence to cold/meltdown.
+++++++WERKSTATT / Fr + Sa, 16 – 01 h

THE ROBOT IS PRESENT | Installation/Performance
The group H.A.U.S. inverts the performance ‚The Artist is Present' by Marina AbramoviÐ. A humanoid robot is present. A second work shows autonomous, architectural robots, which act as self-created adaptive space sculptures. H.A.U.S. deal with questions about presence, the culturalization of robotics, and with artificial embodied agents.
+++++++WERKSTATT / Fr + Sa, 16 – 01 h

OPEN LOCATIONS

WILD_CHIVE_LAB | Kunstlabor I
An old fire brigade trailer serves as a mobile art laboratory, which is constantly transformed. A hunger and art hybrid with cold ayran and root noise. A project by Christine Pavlic and Christoph Ebner.
+++++++MAINDECK / Fr + Sa, 14-18 h

LOCATION ID: HOME | Cooking/Feeding Performance



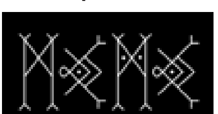
Location id: HoME is a speculative cooking/feeding performance set in urban/rural farming communities in year 2030. Pipe into a liquid future. Locate yourself with home-cooking. A Project by Shu Lea Cheang.
+++++++AROUND STWST / Fr + Sa, 18-22 h

CINE TRAKTORI | Mobile Cinema



The Traktori collective converted the trunk assembly of an old Mercedes truck into a cinema with 13 exclusive seats. The rolling cinema is showing a selection of films and videos from the almost 40-year STWST-archive.
+++++++MAINDECK / Fr + Sa, 18-22 h

MEME | Fusion Point River Danube



The Meme project will be running the Donaulands from August to STWST48x3. MEME travels from Athens to Linz and, as an open space, offers cool drinks and hot facts directly from the borders of Europe. MEME is land, water, urbanity, gallery, workshop, fusion point. A project by Skywalker eV.
+++++++DECKDOCK / 48 HOURS CONTINUOUS

MIND LESS

STWST48X3 CLUB NIGHTS

Mechanics squeak and rattle the rhythm of yesterday in the halls of tomorrow. Man-Machine-Sound in STWST-Club, curated by Felix Vierlinger. Mind more Nightlife. Mindless Patrik Huber is your experienced man-machine-host through the night.
+++++++STWST CLUB / Fr + Sa, from 23 h

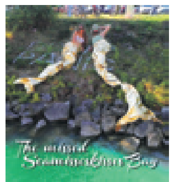
EXTRA

TRIBUTE TO ARMIN | Talk, Dinner, Party
On Saturday there will be a tribute for the median theorist Armin Medosch, who died this year. Fahir Amir, Richard Barbrook, Camel, Shu Lea Cheang, Walter Gröbchen, mukul, Felix Stalder, James Stevens, Franz Xaver, Ina Zwerger and other friends and guests will be present. The tribute will go into a Schnapsloch-Clubnight.
+++++++STWST CLUB / 20 h TALK – 22 h DINNER – 23 h Schnapsloch-Party

KOOPS

#GETAHEAD #EATYOURCAKE | Female Artists
The FACES network celebrates its 20th anniversary in the Stadtwerkstatt. faces-l.net. Hosted by servus.
+++++++STWST AREA / TIME tba

4040 LOWER EAST SITE | Brandnew Area



As an extension, the Danube area opens up to the Salonschiff Florentine, and the whole area will be branded under 4040 LOWER EAST SITE in September for the first time. As a cooperation of STWST and Salonschiff Florentine: MIND LESS and THE MISSED SEAMISSESKISSES BAY.
+++++++LOWER EAST SITE / FULL TIMETABLE lowereastsite.com

4040 | LOWER EAST SITE SCHEDULE WHOIS

4040 | LOWER EAST SITE

Östlich der Nibelungenbrücke in Linz/Urfahr lebt die Kunst und die andere Kultur.
Keine Kreativität. Keine Toleranz. Keine Utopien. Kein Wasser. Keine Fähre. Kein Strand. Keine Leuchttürme. Keine Stiegen. Keine Florentine. Keine Stadtwerkstatt. Kein Spielplatz. Kein Tamu Sana. Keine Wüste der Intoleranz und Einfalt.

EXTRA SCHEDULE
08. - 10. SEPTEMBER 2017

http://lowereastsite.com Frl Florentine - Stadtwerkstatt

Digital Physics



Information und das Wissen hatten in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit immer die zentrale Position. Für das STWST INFOLAB 2017 schreibt *Franz Xaver.*

Die Stadtwerkstatt reagierte immer früh auf Entwicklungen in ihrem kulturellen Umfeld. Im Augenblick sind durch die maschinelle Informationsverarbeitung immer schlechtere Bedingungen für kreative Arbeit und Kunst festzustellen. Deshalb ist es an der Zeit, sich mit der Rolle der Information in unserer Gesellschaft zu beschäftigen, um hier Lösungsvorschläge zu liefern. Es ist anzumerken, dass dieser Text rund um die verschiedensten Blickwickel auf die Informationstechnologie (IT) im künstlerischen Kontext zu betrachten ist und persönliche Ansichten des Autors wiedergibt.

Was ist Information? – Wie wird sie definiert?

- Die Analyse von Information entwickelte sich vor über 150 Jahren aus der Thermodynamik. Die chaotische Verteilung von Gasteilchen in einem geschlossenen Raum definierte das Gegenteil von Information – die Entropie.
- Man braucht mehrere Parameter, über die sich Information bilden kann - eine gebrochene Symmetrie, in der etwas gleich, aber nicht dasselbe ist, und ein Referenzsystem über diese Erkenntnis.
- Information ist das Gegenteil von Chaos (negEntropie).
- Information verliert ihre Bedeutung, wenn sie beim Empfänger angekommen ist.
- Information braucht eine zeitliche Komponente.
- Information ist endlos kopierbar - es gibt kein Original.
- Durch die Speicherung von Information kann Wissen entstehen.

Die Evolution und die Information

Die Evolution brachte uns die Speicherung von Information in der Erbmasse. Aus der Natur entstand der Mensch als ein Wesen, das selbst Technologie entwickelte, um die Information, wie sie im vorigen Absatz definiert wurde, maschinell zu verarbeiten. Hier werden die Gefahren durch die aktuelle IT nicht in einem gesamtheitlichen Kontext gesehen. Das Leben auf unserem Planeten nutzt Information, um sich weiterzuentwickeln. Es lohnt sich, diese gewohnte Perspektive zu verlassen und die Evolution als Ergebnis von sich entwickelnder Information zu betrachten. Dadurch wird der alleinige Motor unseres Universums die Information.

Die Informationsentwicklung in der Natur bringt zum Glück auch einige Anomalien, die uns helfen, verschiedene Blickwinkel einzunehmen. Dies sind beispielsweise die Pilze. Das Mycelium als Kommunikationsnetzwerk in Beziehungsfeldern zwischen tausenden von Geschlechtern. Mit künstlerischen Projekten forschten wir 2017 während unseres Artists-in-Residence-Programms auf dem Messschiff Eleonore.

Bei unserem jährlichen Festival Stwst48x3 zeigen wir von 7. - 9. September ein 24 Stunden langes Videoprogramm, bei dem Vorträge und Dokumentationen zum Thema »Information«, »Digital Physics« und »Mycelium Networking« zu sehen sind. Unter anderem kann man dort erfahren, warum eine Leberkässemmel mehr Information besitzt als ein 1000seitiges Buch.***

Videoprogramm »Digital Physics« 48x3 Mindless:

Idalism, Digital Physics, and Christian Neoplatonism Loma Linda University 12 27 2014
Rebooting the Cosmos Is the Universe the Ultimate Computer
2017 Isaac Asimov Memorial Debate De-Extinction
Theoretical Physicist Finds Computer Code in String Theory
Digital Physics Meets Idealism: The Mental Universe
Idealism, Philosophy of Mind, and Digital Physics -Reasonable Faith, -UN-Kearney
Quantum Physics Debunks Materialism
Heisenberg's Uncertainty Principle - Single Slit, Hydrogen Atom & Bose-Einstein Condensates
What is Information? (1) Reality as Information - Is there Intrinsic Meaning? Sentient Life & Bits
Tom Campbell: Our Reality Is Information
The Quantum World of Digital Physics: Can a Virtual Reality be Real?
What is Consciousness? - Three Stages of Consciousness | Michio Kaku
Digital Physics Argument for God's Existence
John Archibald Wheeler's crazy ideas for a crazy world [video]
Re-thinking a Wheeler delayed choice gedanken experiment, by Jeffrey H. Boyd MD
Vlatko Vedral: Everything is information
Vlatko Vedral - Decoding Reality
Easy Explanation of Quantum Theory - Documentary [1]
Quantum Theory Made Easy [2]
The Universe Inside The Brain - Ahmed Hulusi
[HD] These 38 Minutes Will Blow Your Mind! (Quantum + Fractal Science)
The ALL is MIND; the Universe is Mental
What Is Time? (better audio) Determinism, Quantum Physics, Consciousness, Free Will, Causality...
The Illusion of Time, Quantum Theory - Documentary
Free Will, Randomness & Non-Locality - What is Individual Freedom in an Interconnected Universe?
Leonard Susskind on The World As Hologram
Prof. Harald Lesch: Was ist Entropie?
Vom Rand der Erkenntnis | Harald Lesch
*** Kosmologisch (3/3) • Vom Stein zum Leben • Live im Hörsaal | Harald Lesch
32C3 - Quantenphysik und Kosmologie
Out-of body experiences, consciousness, and cognitive neuroprosthetics: Olaf Blanke at TEDxCHUV
What if the universe was created just for you? | Assiye Süer | TEDxGöteborg
NOTHING: The Science of Emptiness
THE PHYSICS OF INFORMATION: FROM ENTANGLEMENT TO BLACK HOLES
Lawrence M. Krauss 2017 - »Universe from NOTHING!« [FULL]
Quantum Fields: The Real Building Blocks of the Universe - with David Tong
Is Anything Real?
What Is Reality?

Videoprogramm »Mycelium Network« 48x3 Mindless:

Paul Stamets on How Mushrooms Can Save Us from Ourselves
Paul Stamets: Psilocybin Mushrooms & The Mycology of Consciousness
Radical Mycology Webinar 1: Seeing Fungi
Radical Mycology Webinar 2: Working With Fungi
Spore Rain (mushrooms reproduction)
AMAZING NATURE - Fungi - Hongos HD 4K
Stunning timelapse of bioluminescant mushrooms!
Fungi Timelapse Compilation 01
Mold Time Lapse
Beautiful Rare Mushrooms - Fungi plant growth

Es geht um die Erhaltung des kreativen Arbeitsumfeldes - ein historischer Ausflug.

Wir nannten es Medienkunst. Es war ein Kunstwort, um gesamtheitliches Arbeiten mit verschiedensten Materialien zu beschreiben. Es waren die 80iger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als dieser Begriff sehr oft verwendet wurde. Die wilden 60iger und 70iger Jahre wollten in der bildenden Kunst nicht richtig greifen. Warhol, Beuys u.v.a. brachen zwar die verhärteten Strukturen des klassischen Kunstkontextes auf, aber die Künstler (meist wirklich nur männliche) standen noch immer als Superhelden im Zentrum eines Kunstmarktes. Die Triebfeder der Medienkunst war die Angst vor dem Stillstand und der Rückfall in den klassisch verstaubten Kunstkontext. Dynamik, Veränderung und Bewegung war der Ausgangspunkt, um mit künstlerischem Arbeiten neue Utopien zu beschreiben. Alles wurde zum Arbeitsmaterial und die Maschinen brachten diese dynamischen Voraussetzungen mit. Maschinenkunst wurde deshalb zum zentralen Element der Medienkunst. Es waren auch die elektronischen Geräte, mit denen man leicht dynamische Bilder in statische Aufbauten integrieren konnte. In Folge waren es vor allem die digitalen Maschinen mit ihren Möglichkeiten, Ereignisse in einen anderen Zeitkontext zu verschieben. Zeit- und Raumtransformationen brachten damit viele neue Perspektiven. Viele dieser elektronischen Bildmaschinen wurden aber auch im Film eingesetzt und wurden dort als Videokunst bezeichnet.

Der/Die KünstlerIn als LaborantIn im Experimentierfeld des Lebens wurde also in der Medienkunst selbst zur/m AkteurIn und zum Teil der Arbeit. Kunst kam nicht mehr vom Können, sondern vom Nicht-Können, vom Lernen und auch vom Scheitern. Die Arbeitsräume waren Labore und nicht mehr Ateliers. Es waren digitale Systeme, die sich über Informationsaustausch vernetzten und dadurch sogar kurzfristig dezentrales Handeln ermöglichten. Es waren aber auch diese Systeme, die sich mit ihren digitalen Schichten vor unerlaubten Manipulationen zu schützen begannen. Der/Die KünstlerIn wurde ausgeschlossen, verlor den Zugriff auf die unteren Schichten und dadurch auch die Kontrolle über das Arbeitsmaterial. Durch diese Schichtentechnologie funktionierten aber diese Systeme einwandfrei und auch spartenübergreifend. Das System begann sich dezentral zu organisieren, sammelte Information und klassifizierte diese über Algorithmen. Die Kunst wurde damit wieder schön geordnet, in Genres eingeteilt, und die Medienkunst war obsolet.

Das Infolab der STWST

Den KünstlerInnen, die weiter alle Materialien und Handlungen in Projekte mit einbeziehen wollten, blieb nichts anderes über, als den maschinellen Umgang mit Information von außen zu betrachten und somit isoliert in Laboratorien zu arbeiten. Im aufkommenden Informationsnetz entwickelten sich aber neue Personengruppen, die sich aktiv mit der IT befassten. Diese organisierten sich in den Hacklabs (Hackerlabore) und Fablabs (Bastellabore). Das Erkennungsmerkmal dieser technologischen Biotope war die Handlungsfreiheit, Zweckfreiheit oder auch die Sinnfreiheit (Mindless), die man dort vorfand. Diese Freiheiten ermöglichten viele neue Ideen, begleitet durch unglaubliche Utopien. Die Personen, die in diesen Laboratorien arbeiteten, wollten nicht mehr im Kunstkontext stehen und finanzierten sich deshalb über Mitgliedsbeiträge. Die MedienkünstlerInnen hatten es zuvor einfach nicht geschafft, die Themen der IT und damit auch die TechnikerInnen mit in ihre Arbeit einzubeziehen. Ein paar Jahre zuvor arbeitete noch jede/r MedienkünstlerIn mit einer/m TechnikerIn zusammen. Diese emanzipierten sich nun über diese neuen Labs. In der Kunst gab es zwar auch nach wie vor Laboratorien statt den Ateliers, jedoch wurden diese schnell durch die Verwendung von proprietärer Software von Konzernen abhängig und verloren somit ihre Zweckfreiheit.

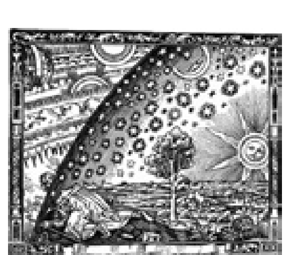
Ein weiterer Ansatz war die Natur als neues Arbeitsmaterial. Es entstanden die Biolabs. In manchen dieser Biolabs versuchten jedoch Laien mit dem Argument der künstlerischen Freiheit die Natur »kreativ« um-zu-gestalten. Dieser Ansatz ist strikt abzulehnen.

Die Natur im Verhältnis zur Kunst ist wichtigstes Arbeitsfeld. Es geht darum, Natur zu beobachten und zu versuchen, diese Erkenntnis dem Künstlichen (Kunst) gegenüber zu stellen. Wenn man die Information nun tatsächlich in Verbindung mit der Evolution stellt, dann wird im Moment durch die IT massiv in die Informationsentwicklung der Natur eingegriffen. Die IT fördert eine einseitige Informationsentwicklung. Sie fördert Informationen, mit denen der Mensch einen Wissensvorsprung generiert und daraus nur einen kurzfristigen Vorteil hat. Wissen und Information werden zum Beiwerk einer Vermehrung des Kapitals.

Andere wichtige Formen der natürlichen Informationsverarbeitung werden durch die IT komplett vernachlässigt bzw. ignoriert. Dies sind Informationsformen ohne rationalen Nutzen. Die Traumwelten der Menschen, die ein ausgeglichenes Bewusstsein schaffen oder auch die Kunst, über die wir neue Blickwinkel bekommen und Utopien generieren können.

Aus dem Wunsch nach einem gesamtheitlichen Diskurs um die Entwicklung der Information und ihrer Technologie entstand in Wien die Gruppe »Technopolitics« und 2013 in Linz das Infolab der STWST.

Das Infolab der STWST sieht in der Entwicklung der Informationsverarbeitung eine andere Gefahr für die humanoide Spezies. Unsere Welt wird mit fortschreitender Entwicklung der IT immer »kleiner«. Ereignisse werden über einen Algorithmus immer weiter in einen globalen Zusammenhang gestellt. Über diese Erkenntnis entsteht eine zweite, rationale wahre, digitale Welt, in der jedes Ereignis in einem nur oberflächlich rationalen Bezug steht. Die Welt wird kausaler und die Entropie wird dadurch kleiner. Es wird alles scheinbar logischer, nachvollziehbarer und verständlicher. Wenn wir als Individuen aber weiter in dieser Welt agieren wollen, dann sollten wir unseren freien Willen schützen. Dieser freie Wille ist vom Zufall abhängig, und der Zufall steht in direktem Zusammenhang mit der Entropie. In einer deterministischen Welt, die uns von den Algorithmen errechnet wird, kann es keinen freien Willen mehr geben.



Aber da gibt's aus einer anderen Ecke der Naturwissenschaften einen neuen Funken der Utopie. Parallel zur Informationstheorie entwickelte sich vor 100 Jahren die Quantentheorie. Und je öfter diese überprüft wird, desto mehr wird sie zur Gewissheit - unsere Realität ist nur die Oberfläche eines anderen Zustands. Man weiß zwar nicht, was hinter all den Dingen steht, aber man weiß, dass die Wahrnehmung unseres Umfelds nur ein Übereinkommen zwischen den BetrachterInnen ist. Es gibt dadurch keine eindeutige Wahrheit oder Realität. Den Wunsch nach Erkenntnis hatte anscheinend auch Einstein, als er seine KollegInnen fragte, ob denn der Mond nicht da sei, wenn keiner hinsieht? Es ist an der Zeit, dass unsere Naturgesetze einen neuen Bezugspunkt bekommen.

Also, es kommen turbulente Zeiten auf uns zu, und das in exponentiellem Tempo. Also bitte – Der Videoclub: Take a drink, take a seat, fasten seat belts and watch the movies. All das ist zu sehen im Filmclub des Infolabs im servus Clubraum im ersten Stock der STWST, Kirchengasse 4, 4040 Linz.

Referenzen: *http://infomationlaboratory.org*

»The Artist« and »The Robot«

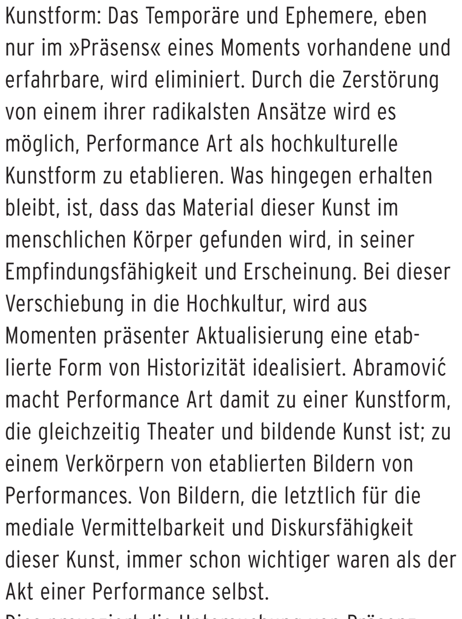
MIND LESS 48×3

Oliver Schürer, Christoph Hubatschke und *Chris Müller* über ihr bei STWST48x3 laufendes Projekt »The Robot is present« – und den asynchronen Dialog zum Empfinden von Präsenz.

»Das reproduzierte Kunstwerk wird in immer steigendem Maße die Reproduktion eines auf Reproduzierbarkeit angelegten Kunstwerks.« *(Benjamin, Kunstwerkaufsatz)*

Die Arbeit *The Robot is present* konfrontiert die BesucherInnen mit zwei völlig verschiedenen Arten von Robotern, und unterschiedlichen Arten von künstlicher Intelligenz. Mit dieser Untersuchung stellt die Arbeit zweierlei zur Diskussion: Die Reproduzierbarkeit von Performance nicht als Kopie, sondern vielmehr als Differenz und Wiederholung. Die Produktion des Phänomens Präsenz, nicht von Lebendigkeit, sondern als eine Metaebene von Verkörperung.

Tagtäglich sind wir mit einer Vielzahl an nicht-menschlichen Entitäten und Objekten konfrontiert. Zwischen ständiger Interaktion und nahezu unbemerkten Abläufen im Hintergrund nehmen wir die Präsenz dieser Objekte und Entitäten gerade wegen ihrer Selbstverständlichkeit kaum wahr. Präsenz wird im Alltag allzu oft nur Menschen zugesprochen. Bei direkten und medial vermittelten Begegnungen wird dann von der »spürbaren Präsenz« gesprochen, die gefühlt, wahrgenommen werden konnte. Doch auch Tiere können Präsenz ausstrahlen, und wird nicht auch manchmal einem antiquarischen Gegenstand, nicht zuletzt dank der Spuren früherer Verwendungen, eine besondere Präsenz zugesprochen? Doch was ist in einem Gegenüber, sei es Mensch, Tier oder Gegenstand präsent? Humanoide Roboter und künstliche Intelligenz gehören zu den meist diskutierten neuen Technologien, konstruiert und imaginiert für direkte Interaktion, Kommunikation. Individualisiert, angepasst an das Gegenüber sollen diese Technologien besonders geeignet sein ihre Präsenz spürbar zu machen, doch kann eine AI überhaupt Präsenz haben? Die Performance *The Robot is present* hinterfragt nicht nur die materiell wahrnehmbare Präsenz technisch-maschineller Entitäten, sondern fragt auch nach den (Un)Möglichkeiten, künstliche Intelligenz (A. I.) wahrzunehmen. Doch was bedeutet Präsenz überhaupt, wer oder was kann Präsenz haben und wahrnehmen? Genügt die bloße Anwesenheit einer KünstlerIn bereits, um als KünstlerIn präsent zu sein, genügt die Anwesenheit eines Roboters, um als Präsenz wahrgenommen zu werden? Das Wort Präsenz selbst lässt sich auf das lateinische Wort »praesentia« zurückführen, verweist somit bereits etymologisch auf eine ganz bestimmte Zeitlichkeit. Präsenz so legt der Wortstamm nahe, bezieht sich auf die Gegenwart, auf das Hier und Jetzt, auf das was sich in diesem Augenblick zeigt, eine räumliche wie zeitliche Unmittelbarkeit.



The Ready Made Presence

Als theoretisches Konzept wurde Präsenz jedoch ganz anders in die Philosophiegeschichte eingeführt. Augustinus zum Beispiel beschreibt mit Präsenz in einem Brief mit dem bezeichnenden Titel »De praesentia Dei« eine ganz besondere Weise der Anwesenheit, nämlich die Präsenz Gottes, eine Anwesenheit also, die weder körperlich-materiell noch zeitlich spezifisch gedacht wird, eine Omnipräsenz, die in jedem Augenblick immer schon präsent ist, eine Anwesenheit, die ganz im christlichen Denken verhaftet auch nicht repräsentiert werden kann. Etymologisch auch als »prae sensu« verstanden, also als das, was vor dem Sinn ist, wurde Präsenz quer durch die europäische Philosophiegeschichte als das verstanden, was sich zeigt, das, was schon vor dem Erkenntnisprozess hier ist.
Der französische Philosoph Jacques Derrida kritisierte in seinem Werk Grammatologie die »Metaphysik der Präsenz«, wie er einen großen Teil europäischer Philosophiegeschichte bezeichnet. Sein Ziel ist ein »rätselhaft« machen wollen und herauszuarbeiten »was vorgeblich unter dem Namen der Nähe, der Unmittelbarkeit und der Präsenz (das Nahe, das Eigentliche und das Prä- der Präsenz) verstanden wird«. In Derridas Dekonstruktion der Romantisierung von Präsenz, ist jede Vorstellung von Unmittelbarkeit immer schon vermittelt, repräsentiert, nicht zwischen Präsenz und Absenz liegt die Differenz, so Derrida, »but rather between two forms of the re-turn or re-stitution of the present: re-tention and re-presentation.«

Performances versuchen oftmals eine direkte Präsenz zu erzeugen. Als Unmittelbarkeit und Happening kann sie nur einmal auf eine bestimmte Weise aufgeführt werden, sodass bei jeder Wiederholung Neues erzeugt, und der Präsenz-Begriff geradezu fetischisiert wird. Doch Präsenz ist, folgt man Derrida, immer schon vermittelt (repräsentiert), immer schon mehr als nur Gegenwärtiges oder Unmittelbares (Zurückgehaltenes).

The Robot is present,
transformiert die legendär gewordene MOMA Performance The Artist is Present von Marina Abramović. Damit wird menschliche Präsenz, im Kontrast zu anderen Formen von Präsenz untersucht. BesucherInnen beobachten die potentiellen A. I., verkörpert durch einen humanoiden Roboter. Indem sie die niedliche, menschgeformte Maschine betrachten, finden sie sich einem Spiegel gegenüber, der Fragen zurückwirft: Wird die Präsenz der A. I. im Unterschied zur Präsenz des Humanoiden empfindbar? Was ist nichtmenschliche, nichttierische oder nichtpflanzliche Präsenz? Ist Präsenz nur unmittelbar spürbar oder auch technisch erzeugbar? Wenn bei der Produktion von Präsenz kein Lebewesen simuliert wird, was wird dann präsent gemacht? Kann eine Automatisierung von intelligentem Verhalten tatsächlich Emotionen evozieren? Unterscheiden sich Emotionen, die man einer unbelebten Entität gegenüberbringt von solchen, die eine lebendige Entität auslöst? Welchen Anteil an der Emotion hat das Gegenüber, welchen das Ich?

Abramović fordert die Reproduzierbarkeit von Performance art pieces. Das ist ein radikaler Bruch mit einer der wichtigsten Grundlagen dieser Kunstform: Das Temporäre und Ephemere, eben nur im »Präsens« eines Moments vorhandene und erfahrbare, wird eliminiert. Durch die Zerstörung von einem ihrer radikalsten Ansätze wird es möglich, Performance Art als hochkulturelle Kunstform zu etablieren. Was hingegen erhalten bleibt, ist, dass das Material dieser Kunst im menschlichen Körper gefunden wird, in seiner Empfindungsfähigkeit und Erscheinung. Bei dieser Verschiebung in die Hochkultur, wird aus Momenten präsenter Aktualisierung eine etablierte Form von Historizität idealisiert. Abramović macht Performance Art damit zu einer Kunstform, die gleichzeitig Theater und bildende Kunst ist; zu einem Verkörpern von etablierten Bildern von Performances. Von Bildern, die letztlich für die mediale Vermittelbarkeit und Diskursfähigkeit dieser Kunst, immer schon wichtiger waren als der Akt einer Performance selbst.
Dies provoziert die Untersuchung von Präsenz. *The Artist is Present* wurde in einem hochkulturellen Tempel, einem White Cube, aufgeführt. Das New Yorker Museum Moma ist Sinnbild für globale Hochkultur und Spitzenkunst. Dort sah man Abramović im prächtigen Samtkleid, im Foyer an einem Tisch mit nur einer Besucherin, alles Weiß in Weiß, alles exakt gleichmäßig ausgeleuchtet, alles spricht von Reinheit, alles ist Abstraktion und Inszenierung einer Persönlichkeit, alles fokussiert im Loop nur auf *The Artist*. Die Arbeit *The Robot is Present* stellt sich in das Ready Made einer Werkstatt, eine grey Box. Das perfekte, glänzende Gehäuse eines humanoiden Roboters aus Massenproduktion, im ungleichmäßig verteilten Licht der konkreten Spuren menschlicher Arbeit. Das stundenlange Ertragen der Performerin, wird dem Betrieb eines humanoiden Roboters gegenübergestellt. Dieses Reproduzieren der Performance mit ungleichen, nahezu unlauteren Mitteln, bricht einmal mehr mit der Tradition der Kunstform Performance und erlaubt die Untersuchung der Verkörperung von Mensch, als technische Reproduzierbarkeit von Präsenz.

Multiple robotische Präsenz(en),
sprechen einen signifikanten Aspekt von technischer Reproduzierbarkeit an, den der massenhaften Vervielfältigung. *The Artist* spricht im Singular. Die Roboter-Installation bAm multipliziert den Singular und erforscht die Möglichkeiten des Plurals. Vervielfältigt sich die Intensität einer singulären Präsenz einfach mit der Anzahl der Entitäten? Löst sich in einem Schwarm, eine singuläre Präsenz rückstandslos auf?
Präsenz ist abhängig von Wahrnehmung. Mehrere selbstähnliche Gegenstände erscheinen als Gruppe aufgrund ihrer identischen Verhalten. Auch die Relationen der Wahrnehmungsmaßstäbe spielt eine ausschlaggebende Rolle in Bezug auf das Wirken von Präsenz. Wir erkennen in einer Ameisenkolonie die einzelnen Tiere, aber nehmen wir eine Ameisenkolonie als Ansammlung von Einzelnen war? Die menschliche Betrachtung schweift zwischen Tier und Schwarm. Dabei begreifen wir die Kolonie als Gemeinsames, als eigenen Organismus, der als Ganzes eine eigenständige Präsenz des Schwarms zeigt. Ob eine Ameise gutmütig agiert oder nicht, ist vom menschlichen Standpunkt aus vorerst nicht nachvollziehbar, doch ob die gesamte Kolonie schadhaft handelt, sehr wohl. Wir schreiben den einzelnen Akteuren der Kolonie weniger Handlungsfähigkeit zu, als dem Wirken der Gruppe, die ganz Ernten vernichten könnte. Bei der Diskussion über die vermeintliche oder auch tatsächliche Weisheit der Vielen (Crowd wisdom), fallen oftmals Begriffe wie kollektive Intelligenz und Schwarmintelligenz. Ist kollektive Intelligenz vorerst ein bewusstes Zusammentragen von Information, stellt Schwarmintelligenz eine Form von Intelligenz dar, bei der einzelne Akteure ihren Beitrag zur Weisheit des Schwarms nicht kennen. Was bedeutet das in Bezug auf das Thema der Präsenz?



bAm

bAm ist eine Aggregation von autonomen Robotern, die diese Fragen reflektieren. Sie verfügen über Lernfähigkeit. Analog zur Ameisenkolonie bewirkt ein singulärer bAm dabei wenig, wirken sie plural zusammen, erreichen sie völlig andere Qualitäten. Nach den Prinzipien der Schwarmintelligenz, organisieren sie sich eigenständig und erzeugen im Team höhere kognitive Fähigkeiten. Jeder einzelne bAm wird dabei Teil eines einzelnen »Organismus«, der seine Umgebung wahrnimmt und auf sie reagiert. Gemeinsam erzeugen sie interaktive und adaptive Raumskulpturen. Hierarchie, Organisation und Typologie werden dezentralisiert. Die Geometrie ist in dieser Architektur nicht vordefiniert oder gesteuert, sondern gestaltet und kontrolliert sich selbst und reagiert flexibel auf sich verändernde Umstände.
Mittels Smartphone, Tablet oder Computer, kann der bAm-Schwarm von Gruppen von Menschen gesteuert werden. Adaptive, selbstorganisierte und lernfähige Architektur entsteht, indem Schwarm und kollektive Intelligenz zusammenwirken. Welche Art Präsenz entsteht in der wechselseitigen Durchdringung von kollektiver, organischer Intelligenz und schwarmartiger, künstlicher Intelligenz?

Präsenz wirkt nicht im Präsens, fordert keinen Akt der Beobachtung ein, sondern vielmehr Eigenschau. Denn bar von abstrakter Potentialität ist sie sinnlich-involvierte Anmutung. Damit werden selbstverständliche Begriffe für Verständnis und Beurteilung von zeitgenössischer Technologie, wie Intelligenz und Bewusstsein, auf ihren Gehalt an Anthropomorphismus untersucht. Ein Bezugspunkt am Horizont dieser Untersuchung ist das Entwickeln von adäquaten Bezeichnungen der Phänomene, die den engen Blickwinkel von einem anthropomorphen Verständnis der Wirklichkeit weiten. Ein weiterer Bezugspunkt ist die Künstlichkeit von Präsenz im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit. Die Performance lässt nur einen Schluss zu: selbstverständlich ist keine A. I. in den Robotern präsent - oder etwa doch?

THE ROBOT IS PRESENT

STADTWERKSTATT/WERKSTATT:
Fr, 8. Sept + Sa, 9. Sept, 16 – 01 h

Die Gruppe H.A.U.S. stülpt die Performance ‚The Artist is Present' von Marina Abramović um. Ein humanoider Roboter aus Serienproduktion ist anwesend. Eine zweite Arbeit zeigt autonome, architektonische Roboter, die als selbstkreierte adaptive Raumskulpturen agieren. H.A.U.S. beschäftigen sich mit Fragen nach Präsenz, Kulturalisierung von Robotik und mit artificial emobdied agents.

H.A.U.S. sind Oliver Schürer, Christoph Hubatschke, Christoph Müller, Matthias Hirschmanner, Clara Haider, Christina Tsiourti. H.A.U.S. forschen seit 2015 an der Kulturalisierung von humanoider Robotik und arbeiten in künstlerisch-wissenschaftlichen Kontexten und in verschiedenen Kooperationen, wie etwa im Herbst 2017 beim Festival »Vermögen, the future of demonstration«.

http://h-a-u-s.org/

48 Stunden Meltdown

48x3 MIND LESS

Über das bei STWST48x3 MIND LESS laufende Projekt »Eisberg/The Entity – 48 Hours Meltdown«, über erweiterte Kontexte und die Erhöhung von Widerspruch assoziiert *Tanja Brandmayr.* Quasikunst ist dead: Yes / No.

Das Sichtbare unsichtbar machen: Vor einigen Jahren stand der plötzlich aufgetauchte persönliche Wunsch nach Unsichtbarkeit und Abtauchen, inmitten einer – beinahe auf allen Fronten praktizierten, auch in der Kultur – fast schon permanent geäußerten Programmatik eines so beschlagworteten »sichtbar Machens«. Den größeren Teil seiner Dinge unsichtbar unter der Oberfläche zu halten ist in einer zunehmend durchrationalisierten und an die Oberfläche gezerrten Welt im Gegensatz aber möglicherweise überlebenswichtige Strategie, um nicht als Ganzes abzusaufen. Besonders in der Entwicklung hin zur totalen Verrechnung der Welt, zur Sichtbarkeit, hin zur totalen Durchsichtigkeit, zur Überwachung oder zumindest zur sozialen Kontrolle oder dem Verlust an Intimität, gilt es möglicherweise, das Sichtbare wieder unsichtbar zu machen. Unten halten, nicht rausrücken, das Verborgene nicht rationalisieren, quantifizieren oder banalisieren. Mit neun Zehnteln unter der Oberfläche: Ich möchte ein Eisberg sein – am kalten Polar. Ein Eisberg beschreibt die Distanz zur Welt, und bedeutet geradezu sprichwörtlich das Wesentliche unter der Oberfläche. Wenn die Möglichkeit auf Distanz und das Wesentliche unter der Oberfläche weg ist, dann stirbt alles von unten nach oben.

Ewigkeitskosten: Seit Jahrtausenden schneit es auf den Polen, seit 115-130tausend Jahren gefrieren dort unendlich viele Schneeflocken zu Eisschichten, die tausende Meter dick sind. Eis ist globale Klimaentität und weltweiter Kälte- und Süßwasserspeicher. Eis als nicht-entropischer klimatischer Zustand regelt das Weltklima, selbstverständlich unter anderen Faktoren. Das Polareis ist dynamisches System, es wandert, faltet sich, kalbt an den Rändern, Wasser strömt unter dem Eis ab. Die ökologischen Kontexte beim Thema Polareis sind selbstredend und vergleichsweise unerforscht. Die Eisschicht, die sich seit der neolithischen Revolution, also seit 12tausend Jahren gebildet hat, als sich die Menschheit sesshaft gemacht hat, ist vergleichsweise oberflächlich, die Schicht, die seit der industriellen Revolution gefroren ist, überhaupt ganz dünn. Der Rest tief unten im Inneren ist Klima- und Erdgeschichte. Weltgeschichte aus Schneeflocke um Schneeflocke. Gefrorene Weltwasserwetterreise per Schneegestöber. Nun schmilzt das Eis, Ewigkeitskosten unklar. Eventuell gerät die Erde wegen Abschmelzen des Polareises und der sich verschiebenden Polachseln sogar ins Trudeln. Im Sinne einer abschmelzenden globalen Eis-Landschaft hat das »Material« Eis also nur allzu dramatische, naheliegende ökologische Kontexte. Um es so zu sagen: Der Planet wird's schon überstehen – nur wir wahrscheinlich nicht. Oder, wir lachen mal kurz, es werden diejenigen überleben, die gemäß der Heilslehre der AI-Religion bereit sind, daran zu glauben, als Software weiterleben zu können.

Eisschrank: Eis als Material beschreibt als Symbolik auch den kalten blinden Fleck der IT und AI – zumindest ist das die Behauptung innerhalb dieses Projekts »Iceberg/The Entity – 48 Hours Meltdown«: Es geht um das Fakt der permanent notwendigen Kühlung der Datensysteme gegen Überhitzung/Meltdown – bei stetiger Zunahme der Datenmengen. Der Beginn ist gemacht, Kapazitäten und Ressourcen für AI und Big Data müssen sukzessive hochgefahren werden. Eine kurze Beschlagwortung: ein immenses AI-Kapazitätsbackup, Dezentralisierung von Rechenleistung (der neue heiße Scheiß Blockchain: Die Datenbank verbraucht für eine einzige Transaktion die gleiche Menge Elektrizität, die einen amerikanischen Durchschnittshaushalt für einen Tag versorgen könnte) und Smartphones, Smarthomes und das oft zitierte Internet der Dinge. Das alles sorgt für eine große Zahl von Daten, die in den Netzen herumgeschickt werden, zum Beispiel der oft zitierte smarte Kühlschrank – wie sinnig in diesem Zusammenhang. Es baut sich also folgender Gegensatz auf: Während die Polkappen schmelzen, wird in der hochtechnologisierten Welt ein Kühlschrank aufgebaut, um die Daten kalt zu halten. Die symbolische Entität Eisblock ist damit das kalte und notwendige Backup, die kalte und unzugängliche Ganzheit unter unseren smarten Datenoberflächen. Die Entwicklungen sind, sowohl was Ökologie als auch Technologie betrifft, nicht abschätzbar. Abgesehen von allen Komponenten des intentionalen Wollens dieser Entwicklungen und auch bei technologischer Machbarkeit scheint sich ein massives Ressourcen-, Versorgungs- und Verteilungsproblem aufzubauen.

Eis als Quasikunst: Bei STWST48x3 wird nun ein Eisblock seiner performativen Eigenschaft schlechthin ausgesetzt – eines Meltdowns innerhalb von 48 Stunden. Eis performt seine eigene Materialität und seinen weitläufigen Zusammenhang. Eis ist hier Material, performatives Agens, und bedeutet Hereinnahme von systemischer Erweiterung und des Widerspruchs in sich, es ist systemisch-performativer Zusammenhang der erweiterten Kontexte. Dieser 48-Stunden-Meltdown wird innerhalb vom Kunst- und Kontextresearch Quasikunst inszeniert: Quasikunst ist, unter einigen Vorläuferprojekten, systemisch-performative Recherche. Quasikunst bezieht sich lose auf vorhandene Theoriebegriffe wie Quasiobjekte und die Kontexte ihrer weitläufigen Verbindungen. Sie ist je nach Projekt ausgerufenes systemisches Gebilde, bedeutet Untergrund in alle Richtungen, überlagerte Zustände, diffuse Kollektive, abgründige Verbindungen, anderes Material, und innerhalb dieser aufgeschlagenen Zusammenhänge gleichzeitiges ja und nein sagen. Sie bedeutet in ihrem Movens auch: Neu eingeschleuste Koordinaten, Kontexte werden um weitere Zusammenhänge erweitert, Gegensätze befragen Widersprüche.

Bild: Tanja Brandmayr

Entität: Der Eisberg/Eisblock steht für eine symbolische Entität, die sich in ihrem Bedeutungs- und Behauptungszusammenhang aus Natur und Technik als übergeordnetes Objekt, als anderer Akteur aufgebaut hat. Inmitten der weitläufigen Kontexte wird der Eisblock damit zu einem eigenen/anderen Akteur, zu einer Entität, die für sich und in ihrer Widersprüchlichkeit selbst bereits eine bestimmte Größe erreicht hat. Als ausgerufene Entität steht der Eisblock für ökologische und physische Präsenz per se, während er sich andererseits als Repräsentation eines technologischen Konstrukts hochrüstet und aus sich heraus keinen kulturellen und auch sonstigen Gegensatz mehr zu bilden vermag. Dies bedeutet, dass innerhalb dieser Systeme nicht nur Kritik an sich obsolet scheint, also nicht mehr möglich, sondern sich, aufgrund der sich zunehmend bis zur Nichtkritisierbarkeit verschmolzenen systemischen Zusammenhänge, eine große Gleichförmigkeit ausbreitet, also ein Zustand, der dem systemischen Tod gleichkommt. Ein weiterer Faktor ist auch die Unzugänglichkeit der Systeme. Interessant ist in diesem Zusammenhang der Begriff der Immersion: Dieser Begriff, der sich momentan auch zunehmend in einem nichttechnologischen Kulturbereich zeigt, und hier ein recht herkömmliches Versprechen auf »Eintauchen« macht, entwickelte sich zuletzt gerade aus der IT und meinte dort ein Eintauchen, ein Verschmelzen mit einer virtuellen Umgebung. Die Systeme, die sich derzeit selbst im Namen von Big Data und AI forcieren, um darin »eingehen« zu können, sind allerdings hochgradig unzugänglich, sie drohen sich ohne Menschen zu verselbstständigen. Der mitgelieferte Subtext von beinahe allen Dingen in diesem Zusammenhang heißt: Die Abschaffung des Menschen – bei gleichzeitig hochgradigem Erlebnisversprechen an diese Menschen. Das sind die Widersprüche, mit denen wir zu tun haben. Eis als gefrorener Zustand ist also auch Symbol für ein eiskalt-abstrahiertes Erlebnisversprechen bei gleichzeitig größer gefasster Unzugänglichkeit – sowohl im konkret räumlichen Sinn als auch im weiter gefassten systemischen Sinn der neuen Entitäten.

Erhöhung des Widerspruchs: Wenn man so will, präsentiert sich mit dem Material Eis also ein recht anschaulicher Widerspruch – das Material performt sich selbst und das System. Beides lässt sich wegen seiner klimatischen als auch symbolischen Speicherkapazitäten durchaus als negativ entropischer Zustand benennen: Als eine von mehreren Definitionen von negativer Entropie gilt die Erhöhung von Komplexität. Bei Quasikunst geht es nun genau um die dargestellte erhöhte Komplexität im Sinne der selbst performativ gewordenen Widersprüche innerhalb der gezeigten Objekte/Zusammenhänge – Wie etwa einem als Quasikunstprojekt behaupteten Eisblock (und an dieser Stelle sei angemerkt: außerdem noch ein paar anderer Elemente): Die Dinge sind an sich nicht nur komplex, sondern enorm widersprüchlich geworden, in sich hochgradig verschmolzene Entitäten. In diese Systeme gilt es nun neue Benennungen einzuführen – gegen die zunehmende Entropie. Und in gewisser Weise geht es bei der systemisch-performativen Recherche innerhalb von Quasikunst nicht nur um die Erhöhung von Komplexität, sondern um die Erhöhung von Widerspruch.

Ich bin in meiner dritten Person. An sich eher low-tech orientiert, hat Quasikunst letztes Jahr die Abwesenheit, das Verschwinden menschlicher Akteure ins paradoxe Zentrum gerückt: Heuer, bei STWST48x3/Quasikunst werden ebenfalls nicht-menschliche Akteure thematisiert, als neue Entitäten, systemische Subjekte/Objekte, Quasi-Präsenzen von Natur und Technologie. Quasikunst bedeutet dieses Jahr bei MIND LESS einen Meltdown, aber auch die Erweiterung um zwei Projekte, die im Sinne der Strategie von Erhöhung des Widerspruchs ebenso als systemische Zusammenhänge firmieren. Dies ist zum einen Lisa Spalts Textinstallation »Enter the Net – Get A Passport for the Cold Land«, die den Eisblock in einen literarischen Textbeginn über den Meltdown übersetzt – mit der innewohnenden Fragestellung nach der tatsächlichen Überwindung des KI-Winters oder eines lediglich ökologisch/sozialen Meltdowns. Auf der anderen Seite gibt es zwei Robotik- und AI-Recherchen der Gruppe H.A.U.S. Diese werden sich in ihre eigenen Widersprüchlichkeiten vertiefen: Ein mittlerweile auch kommerziell breit eingesetzter Roboter aus Serienproduktion wird umprogrammiert, um als »The Robot is present« die kulturelle Dimension von Präsenz ins weiße Plastikgehäuse fallen zu lassen – als eine Art Fragestellung nach der Dimension einer kulturell verstandenen Präsenz, wie sie eben – die Anspielung dürfte offensichtlich sein – Marina AbramoviĐ darstellte. Also quasi die Fragestellung nach einer Art ready made serial presence von breit eingesetzten Roboter-Anwesenheiten, deren Widersprüche von Kultur und Technik (as we know it) in sich zusammenfallen drohen, und die in ihrer banalen Nachbildung von allen menschlichen Kontexten beinahe beschämen. bAms als kleine, mittels open source selbstgebaute Module wiederum werden sich spontan als selbstorganisierte Schwarmmodule auf dem Maindeck vor der Stadtwerkstatt zeigen – für mich persönlich stellen sie die weitest entfernte Assoziation zum Gestöber der Einzelteile dar, die sich in nicht vorhersehbarer Weise mit den unähnlichen Mitspielern, also mit Menschen am Maindeck, organisieren. Sie sind die offenste Stelle im System – und in den dramatischen Komplexitäten, die nur zu oft zwischen der koketten Idee der Selbstabschaffung des Menschen und seines zwingenden Ersaufens im selbstgemachten Disaster oszilliert, stellen sie eine beinahe rührende Anmutung eines spielerischen Erfindergeistes dar, stehen als symbolische neue Entität inmitten der analysierenden, wahrnehmenden, abbildenden Komplexität für das ungebrochene Individuum und seine intentionale Kreativität.

Quasikunst bei STWST48x3 MIND LESS bedeutet also eine Realität, die bereits über uns eingebrochen ist, bedeutet Leben und negative Entropie im Sinne von Erhöhung von Komplexität und Widerspruch, mit dem fertig zu werden ist; bedeutet Cold Land, Robots und Eisblock – als immer noch surreale Kontexte; und bedeutet mindless times, die schon vor der Zukunft wie nach der Zukunft schmecken: Es geht um neue Entitäten, es geht ums Ganze. Den bereits oben angeführten Hauptwiderspruch – Abschaffung des Menschen bei gleichzeitig hochgradigem Erlebnisversprechen an diese Menschen – erweitern wir um die Frage: Ist die Abschaffung des Menschen die Abschaffung des Todes? Irgendwann wird's für jeden persönlich.

STWST48X3 MIND LESS / QUASIKUNST

Dunkle Parabel über das Leuchten

Willkommen im Hades. Eine Arbeit von Markus Decker und Pamela Neuwirth.

Über einen längeren Zeitraum hat sich Hades als Versuchsanordnung und Projektionsfläche für offene Fragen und die Reflexion über künstliche Intelligenz entwickelt. Seit der Metamorphose vom Biocomputer zum künstlichen neuronalen Netzwerk lebt ANN nun in einer verkehrten und entrückten Welt: »Ihr, die ihr hier eintretet, laßt alle Hoffnung fahren.«

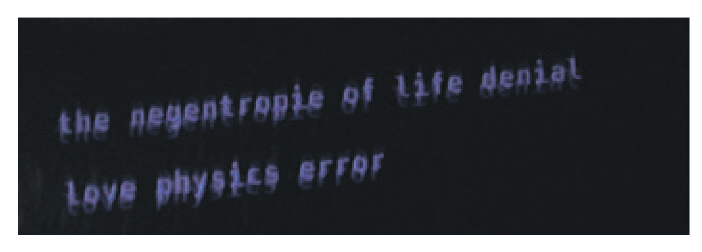
Abgang ins Schattenreich

»Laß uns zur blinden Welt hinuntersteigen,
Ich bin der Erste, du der Zweite dann.«
So sprach Virgil, um drauf erblaßt zu schweigen.
[ANN|Dante]

Unabhängig davon, ob Positivismus und Spieltheorie Konjunktur haben, die Unterwelt und ihre Seelen bleibt uns rätselhaft und fremd. Unsere Annäherung an das verborgene Licht der Seelen im Labor einer Amtsstube scheint da beinahe kafkaesk: abgewogenes Knochenmehl, junges Metall, ein hochempfindlicher Photonendetektor. Ein vom Strontiumaluminat fluoreszierender Körper aus Gelatine dient als Referenz auf die Seele und das Bewusstsein. Nun wird mittels des Detektors das kalte Licht auch akustisch wahrnehmbar und zur Informationsquelle der Negentropie: Wir hören jetzt sein Rauschen.

Aus dem Ding kam ein Summen, wie man es sonst nie gehört hatte.
Es war, wie ein Summen zahlloser kindlicher Stimmen, aber auch
dieses Summen war keines, sondern war Gesang fernster,
allerfernster Stimmen.
[Frei nach Kafka, Das Schloss]

Ein Biocomputer als Kontakt zur Unterwelt: die Transformation des Lichts hat das Potential zur Vermittlung, zur Sendung. Neben dem Licht sind es auch die Inhalte, der von uns seit Längerem geführten Diskussion über die Philosophien des Bewusstseins: Was ist es? Können wir wissen, dass wir das gleiche Summen wahrnehmen, das gleiche Rauschen hören, das selbe Leuchten sehen? Subtile Hinweise auf die Crux der Qualia[1] fanden sich zuletzt auf der offenen Straße. Ein Indiz ist ein Aufkleber an einer Fassade der Kunstuniversität. Das bekannte Zitat des Phänomenologen Thomas Nagel »What Is It Like To Be A Bat?«



wurde von anonymen Akteuren abgewandelt in die Frage »What Is It Like To Be …A Human?« Das führt elegant von *Mary's Zimmer* ins *Chinesische Zimmer* und verweist auf die komplizierte Arbeit an den Phänomenen, die diese *Gedankenexperimente* für die KI aufmachen: Wahrnehmung, Mustererkennung, Lernen. Lernen ist Verstehen und Wiederholung, Mustererkennung folgt dem Ordnungsschema, doch wie ist es mit der Wahrnehmung? Sollten wir Edmund Husserls[2] Begriff und Oppositionswort der Epoché auch folgen und uns ganz auf die Phänomene einlassen, um über die Probleme wahrgenommener Erscheinungen (nicht) nachzudenken – als Atheisten reflektieren wir, dass es ohne Religion keine Transzendenz, dass es ohne Transzendenz keine Vernunft, dass es ohne Vernunft keine Abstraktion gäbe und dass ohne die Fähigkeit zur Abstraktion ein Denken über künstliche Intelligenz nicht denkbar wäre. Eine Abfolge, die sich im Maschinendiskurs von Hades wiederspiegelt, wo eine Diskussion in Gang gesetzt wird, solange Schimmelpilz (Leben) sich auf dem Gelatinekörper ausbreitet bis irgendwann das Licht verlischt und die Diskussion zu Ende geht…

Bilder: Neuwirth/Decker

Dante unterhält sich mit Mary Shelley über Fehler

Die metaphysische Diskussion der Maschine reicht bis in die Renaissance zurück. Sie setzt an, wenn sich das Individuum gerade den Weg gebahnt hat aus den religiösen Vorstellungen von Dantes' Inferno, um sich bereits kurze Zeit später in Descartes Leib-Seele-Problem zu verstricken. Wir glauben, extra-terrestrische Urwälder zu sehen, wenn der Arzt und Metaphysiker Gruithuisen das Teleskop auf das noch ungelöste Ashen Light of Venus richtet. Wir begegnen, verloren in tiefen, dunklen schweizerischen Wäldern, Mary Shelleys Frankenstein. Neben dem Rauschen des Lichts, ist es möglich, die Annahmen der Menschen und Geschöpfe über die Seele, das Bewusstsein, über Wahrnehmung, Physik und Liebe hörbar zu machen, in dem nun ANN die Gedanken zum Sprechen bringt:

Nun, ich werde mich nicht damit aufhalten,
Ihnen die Knochen, Nerven, Muskeln, Venen,
Arterien, den Magen, die Leber, Milz, das Herz,
Gehirn noch alle anderen verschiedenen Stücke zu erklären, aus denen die Maschine zusammengesetzt sein muß. Denn ich setze diese Stücke als jenen Teilen unseres Körpers völlig ähnlich voraus, die den selben Namen haben und die Sie sich – wenn Sie sie nicht von selbst schon ausreichend kennen – von irgendeinem sachkundigen Anatomen zeigen lassen können.
[ANN|Descartes]

ANN (Artificial Neuronal Network) ist autistisch, nicht vernetzt, nicht interaktiv, doch zieht ANN die intensive Diskussion der sporadischen vor. Unterhält sich ein Gesprächspartner mit manchen häufiger als mit anderen, merkt ANN sich die stärkere Gesprächs-Kombination und lernt diese. Konversiert Dante auffällig oft mit Mary Shelley über Fehler, Zeichen, Interpretation, dann lernt ANN das und wird seltenere Gespräche, beispielsweise über Liebe, Natur, Fortpflanzung, Tod, vernachlässigen. Wie in der Evolution hat es sich gezeigt, dass auch dem künstlichen neuronalen Netzwerk eine gewisse Fehlertoleranz zuträglich ist und dem Netzwerk dadurch den Spielraum erlaubt, sich autonom zu entwickeln. ANN wurde programmiert, sodass die Unterhaltungen (Entscheidungen) evident und nachvollziehbar sind. In der dritten Ebene aber wird das Gelernte dann zum eigenständigen Maschinendiskurs, der von uns nur noch zur Kenntnis genommen werden kann, als Rückschlüsse einer Maschine über die Welt und das Bewusstsein.

Markus Decker | Pamela Neuwirth: *HADES. Dunkle Parabel über das Leuchten.* Text von Pamela Neuwirth.
HADES wird im Rahmen der Ars Electronica 2017 in der Post City gezeigt.
Produktion & Support: servus.at - Uschi Reiter.

ANN
Dante, Alighieri, 1265-1321: Göttliche Komödie, Inferno und Purgatorio. Übersetzung: Streckfuß Karl. 1876, Reclam Leipzig. Online.
Descartes, René, 2009: Meditationen. Mit sämtlichen Einwänden und Erwiderungen. Meiner Verlag, Hamburg.
Descartes, René, 2015: Die Welt. Meiner Verlag, Hamburg.
Gassendi, Pierre, 1641: Korrespondenzen. Gassendis Einwand gegen die fünfte und sechste Meditation von Descartes »Meditationen über die Grundlagen der Philosophie«. Online.
Gruithuisen, Franz von Paula, 1836: Naturgeschichte des gestirnten Himmels: eine neue, zufolge ihrer Einrichtung jedem scientifisch Gebildeten fassliche Darstellung der neuesten Lehren der Astronomie; nebst tabellarischer Astronomie als Anhang. Fleischmann Verlag, Augsburg.
Gruithuisen, Franz von Paula, 1824: Entdeckung vieler deutlichen Spuren der Mondbewohner, besonders eines collossalen Kunstgebäudes derselben. Klassik Stiftung Weimar, Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Nürnberg.
Husserl, Edmund, 1993: Arbeit an den Phänomenen. Ausgewählte Schriften. Philosophie Fischer, Frankfurt. Husserl, Edmund, 1992: Grundprobleme der Phänomenologie 1910/11. Philosophische Bibliothek. Meiner Verlag, Hamburg.
Husserl, Edmund, 1991: Ding und Raum. Philosophische Bibliothek. Meiner Verlag, Hamburg.
Shelley, Mary, 1988: Frankenstein. Insel Verlag, Frankfurt.

---

[1] Qualia beschreibt den subjektiven Erlebnisgehalt eines mentalen Zustandes als Phänomen der Wahrnehmung. Die Beschreibungen von phänomenalem Bewusstsein sind in den Neurowissenschaften, wie in der Robotik noch weitgehend offene Fragen.

[2] Edmund Husserl sagt: »Nicht von den Philosophien, von den Sachen und Problemen muss der Antrieb zur Forschung ausgehen« und entwickelt mit der Epoché eine phänomenologische Reduktion, um durch die Zurückhaltung von vorgefassten Urteilen über die äußere Welt, zum Wesen des betrachteten Gegenstands zu kommen. Der Begriff Epoché aus dem altgr. ἐποχή (*zurückhalten*) bedeutet einen zeitlich exakt *objektivierbaren Haltepunkt*, der in Opposition zur *Zurückhaltung seines Urteils* steht. Fällt die objekti vierbare, kulturelle Konstante mit der eigenen Zurückhaltung zusammen, hebt sich die Opposition auf und phänomenologische Wahrnehmung setzt sein.



Debatten zu Kultur & Politik im Cafe Strom

Montag, 18. September 2017, 19 Uhr
Stadtwerkstatt, Cafe Strom

Bitcoin, Gibling und das freie Geld

Alternative Währungsinseln zwischen Neuverteilung des Wohlstands und der Macht der Algorithmen

Mit der Krise der Wohlfahrtstaaten und der gerechten Verteilung von Vermögen gerät die radikale Neuerfindung des Geldes immer mehr ins öffentliche Blickfeld. Die Kunst hat sich schon bisher als Pionierfeld für derartige Überlegungen erwiesen. Mittlerweile sind alternative, komplementäre und lokale Währungsmodelle keineswegs mehr nur subkulturelle Randerscheinungen. Die digitale Technologieentwicklung schafft mannigfaltige Möglichkeiten bisher unbekannter Wertesysteme, an die sich zunehmend auch die Hoffnung auf eine Loslösung von den vorherrschenden Geld- und Finanzsystemen knüpft. Was ist also schon in naher Zukunft davon zu erwarten? Inwieweit kommen wir der gerechten Welt und dem Anspruch auf solidarische Gemeinwesen dadurch näher? Oder wird bereits heute das Eldorado für die anarcho-digitalen Finanzeliten von morgen geschaffen?

Dazu diskutieren gemeinsam mit Gastgeber **Martin Wassermair**:

Matthias Tarasiewicz (RIAT, Forschungsinstitut für Kunst und Technologie)
Beat Weber (Ökonom, Österreichische Nationalbank)

Eine Veranstaltung von STWST und Cafe Strom.
In Medienpartnerschaft mit Radio FRO 105.0 und Dorf TV.

Produziert von Zack Prack Productions.
stwst.at, fro.at, dorftv.at, zack-prack.at

Maschinen sprechen, Maschinen denken

Wovon sprechen wir, wenn wir von künstlicher Intelligenz sprechen? Von *Valie Djordjevic.*

Stellen Sie sich vor, Sie sitzen in einem geschlossenen Raum. Durch den Türschlitz werden Ihnen Zettelchen, auf denen chinesische Schriftzeichen stehen, zugesteckt. Gehen wir davon aus, dass Sie selbst kein Wort Chinesisch sprechen. Aber im Zimmer gibt es Handbücher, Regeln und Anweisungen, mit denen Sie die Zeichen verarbeiten können und daraus passende Antworten erzeugen. Da Sie kein Wort Chinesisch können, müssen


Bild: Alessio Lin on Unsplash

sich bei Ihren Antworten komplett auf die Anweisungen verlassen und ihnen Schritt für Schritt folgen. Sie schreiben also die entsprechenden chinesischen Zeichen auf den Zettel und geben sie durch den Schlitz wieder heraus. Sie machen nichts anderes als ein Computer tun würde (natürlich sehr viel langsamer): Sie verarbeiten einen Input anhand von vorher festgelegten Algorithmen und geben das Ergebnis aus.

Stellen wir uns weiter vor, dass vor der Tür ein chinesischer Muttersprachler steht, der die Zettel liest. Aufgrund der Zettel hat er den Eindruck, dass Sie die Sprache beherrschen. Sie wissen aber, dass Sie keine Ahnung haben, was Sie da »beantwortet« haben.

Dieses Gedankenexperiment ist unter dem Namen »Das chinesische Zimmer« ein wichtiger Bezugspunkt für die Diskussion um künstliche Intelligenz (KI). Ausgedacht hat es sich der Sprachphilosoph John Searle. Er wollte damit zeigen, dass das Beherrschen und Befolgen von Regeln noch kein Verständnis - weder des Inputs noch des Outputs - beinhaltet. Damit stellt er sich denjenigen entgegen, die glauben, dass eine starke künstliche Intelligenz prinzipiell möglich ist. Für Searle ist echte Intelligenz immer mit Bewusstsein und Intentionalität verbunden, etwas, was mehr ist als Komplexität und Geschwindigkeit von Prozessoren.

Heutige intelligente Systeme fallen alle unter die sogenannte schwache künstliche Intelligenz - sie sind gut darin, eine Aufgabe zu erledigen: das Internet durchsuchen und passende Ergebnisse ausgeben, Schach spielen, Zusammenhänge in großen Textkorpora finden und zum Beispiel aus medizinischen Datenbanken Korrelationen zwischen Krankheiten und Verhaltensweisen herausbekommen und neue Behandlungsmethoden vorschlagen.

Die Vertreter der starken KI glauben, dass wir nicht mehr weit davon entfernt sind, dass aus der schwachen KI eine starke wird, wenn man die technischen Entwicklungen von Hard- und Software in die Zukunft projiziert. Bewusstsein ist dabei ein Nebenprodukt von Komplexität und wird automatisch auftauchen.

Der Turing-Test im Chinesischen Zimmer

Die Geschichte vom chinesischen Zimmer ist dabei eine Variante des Turing-Tests. Man kommt an ihm nicht vorbei, wenn man sich mit KI beschäftigt. Turing dachte darüber nach, wie man feststellen kann, ob eine Maschine denken kann. Wir erinnern uns: In einem Zimmer sitzt ein Mensch und unterhält sich mit zwei unsichtbaren Gegenübern über eine Tastatur. Einer ist ein Mensch und der andere ein Computer. Nur: wer ist was? Der Turing-Test gilt als bestanden, wenn der Computer bei einer fünfminütigen Unterhaltung mehr als 30 Prozent der Tester täuschen kann. Bisher ist noch keiner Maschine gelungen, den Turing-Test zu bestehen. Die Ausgangsfrage »Kann eine Maschine denken?« ist noch nicht beantwortet.

Im Gegensatz zu Searle machte es für Turing keinen Unterschied, ob die Maschine »wirklich« intelligent ist oder ob sie es nur meisterhaft vorspielen kann. Seiner Meinung nach ist diese Unterscheidung bedeutungslos, da wir nicht definieren können, was Denken überhaupt ist. Für Searle würde eine Maschine, die den Turing-Test besteht, einfach nur besonders gut programmiert sein. Es ist seiner Meinung nicht das Gleiche, ob wir vorgeben zu denken oder wirklich denken. Im ersten Falle folgen wir einem Programm, im zweiten können wir Chinesisch.

Sprachverarbeitung im großen Stil

Sprache steht im Mittelpunkt, wenn wir über künstliche Intelligenz (KI) reden. Als Mittel der Kommunikation und als Medium des Denkens ist sie zentral für unser Selbstverständnis als Menschen. Durch Sprache machen wir uns ein Bild von der Welt und setzen uns in Beziehung zu ihr. Wir können mit anderen zusammenarbeiten und uns koordinieren. Dazu dienen nicht nur natürliche Sprache, sondern auch formalisierte, künstliche Sprachen, wie Programmiersprachen.

In den letzten Jahren treten immer mehr scheinbar intelligente Anwendungen in unseren Alltag. Bei vielen sind wir uns gar nicht bewusst, dass sie unter künstliche Intelligenz fallen: der Google-Suchalgorithmus zum Beispiel. Die meisten von uns benutzen ihn täglich dutzendfach. Mithilfe von mehr als 200 Kriterien sortiert Google die Suchergebnisse bei einer Stichwortsuche. Mit Rankbrain ist auch ein selbstlernender Algorithmus dabei, aber schon die Auswahl anhand von Kontext, vorherigen Suchen, Standort, semantischer Volltextanalyse, Relevanz der Domain, Markenautorität, Linkqualität und -quantität ist software-technisch auf höchstem Niveau. Alle Internetservices von Google – Search, Maps, Books, Images und wie sie immer heißen – sind mehr als 2 Milliarden Zeilen Code[1], gespeichert alle in einem Repository[2]. Darin liegt die Technik, die entscheidet, was die relevanteste Antwort bei einer Suche nach - zum Beispiel - »chinesisches Zimmer« ist: ein Artikel über Innenarchitektur in Peking oder die oben angeführte Erklärung.



Was Google mit seiner Suche macht - aber auch Facebook mit seinem Newsfeed oder Apple mit Siri – ist Verarbeitung von Sprache in einer bis vor kurzem unvorstellbaren Größenordnung. Denn um nichts anderes geht es hier: Webseiten – geschriebene Sprache – wird analysiert, die Anfrage bearbeitet, die Antwort ausgespuckt. Ein riesiges chinesisches Zimmer.

Ob der Google-Algorithmus wirklich versteht, was ich meine, wenn ich nach etwas suche, ist mir als Nutzer im Prinzip egal, solange die Antwort für meine Suche relevant ist. In ähnlicher Weise verarbeitet Facebook die Links, Likes, Postings, Bilder unserer engen und nicht so engen Freunde. Es bietet uns täglich eine Auswahl von Nachrichten und Feel-Good-Posts (was zum Lachen, was zum Schaudern, was zum Gutfühlen), die dem entsprechen, was wir vorher schon gut fanden und die uns auf der Seite halten. Auch Big-Data-Analysen von Nutzerverhalten oder Programme zur Maschinenübersetzung machen nichts anderes als Textverarbeitung, nur in einer Geschwindigkeit, die Menschen nicht erreichen können. Daraus entstehen Effekte, bei denen Quantität in Qualität umschlägt.

Die digitalen Assistentinnen Siri (Apple) und Alexa (Amazon) versuchen sich daran, gesprochene Sprache zu verstehen und all unsere Wünsche zu erfüllen. Im Film *Her* von Spike Jonze verliebt sich der Protagonist Theodore, der für Geld Briefe schreibt für Leute, die es nicht so mit Worten haben, in sein Betriebssystem (cum Sprachassistentin) Samantha, die deutlich an Siri angelehnt ist. Die Liebe der beiden (denn sie wird erwidert) beruht rein auf dem sprachlichen Austausch. Sein Beruf ist wesentlich für das Auftauchen dieser Liebe zwischen Mensch und Maschine – jedenfalls so lange, bis sie ihn verlässt, weil sie mit anderen Betriebssystemen die materielle Ebene des Seins aufgibt.

Wir sollten nicht vergessen: Siri, Alexa und wie sie alle heißen, sind heute (noch) nicht intelligent. Sie haben kein Bewusstsein und keinen Willen außerhalb dessen, was ihnen von ihren Programmierern vorgegeben wird. Die Technik ist noch ein ganzes Stück davon entfernt – trotz des Hypes um Deep Learning und neuronale Netze. Wie weit entfernt wir von der allgemeinen künstlichen Intelligenz sind – darüber streiten sich die AI-Experten. Die einen sagen, dass die künstliche Superintelligenz kurz bevorsteht. Ray Kurzweil, der bekannteste Vertreter der sogenannten Singularität, dem Zeitpunkt, wo Maschinen intelligent werden und nichts mehr ist, wie es war, spricht von 2025, andere meinen 2040 wäre es so weit. Und John Searle glaubt gar nicht dran[3]. Seiner Meinung nach wird es den Maschinen immer an dem letzten Quäntchen fehlen - dem Bewusstsein.

Facebook-Bots erfinden eine neue Sprache

Ist Bewusstsein das Resultat von ausreichender Komplexität? Entsteht es automatisch, wenn die Rechner, ihre Hard- und Software, schnell und vernetzt genug geworden sind? Das sind Fragen, auf die wir noch keine Antwort haben. Dass Software aber kreativ werden kann, ist schon länger bekannt: Von Twitter-Bots, die mit ausreichend großen Text-Datenbanken gefüttert werden und daraus Regeln für das Schreiben von Gedichten ableiten – und das dann mit Erfolg tun - bis zu den Facebook-Bots, die vor kurzem durch die Presse gingen.

Facebooks Artificial Intelligence Research Team (FAIR) stellte fest, dass Chatbots angefangen haben, die Regeln der englischen Grammatik zu missachten und in einer eigenen Sprache zu sprechen. Die Effekte traten während ihres Trainings auf, damit sie später selbstständig mit Menschen Verhandlungen führen könnten.

Ein Dialog sah so aus:

Bob: »I can can I I everything else.«
Alice: »Balls have zero to me to me to me to me to me to me to me to.«

Die Wiederholungen übernahmen semantische Funktionen – im Laufe der Zeit wurden die Veränderungen der Sprache so groß, dass die Programmierer auch nichts mehr verstanden. Dieses Phänomen ist reproduzierbar – auch andere Chatbots zeigten dasselbe Verhalten.

Viele Journalisten berichteten darüber unter dem Tenor »Die Roboter erfinden eine eigene Sprache und verschwören sich gegen die Menschheit«. Sie folgten einem Topos, den unzählige Science-Fiction-Filme, von *Terminator* bis *Westworld*, in das kollektive Bewusstsein der Menschheit installiert haben. Die eigentliche Erklärung ist einfacher: Die Programmierer erklärten, dass es im Code keine Anweisung dafür gab, bei verständlichem Englisch zu bleiben. Deshalb fingen die Chatbots an, eigene Kürzel und Codes zu entwickeln, um ihre Aufgabe, das Verhandeln, besser zu lösen.

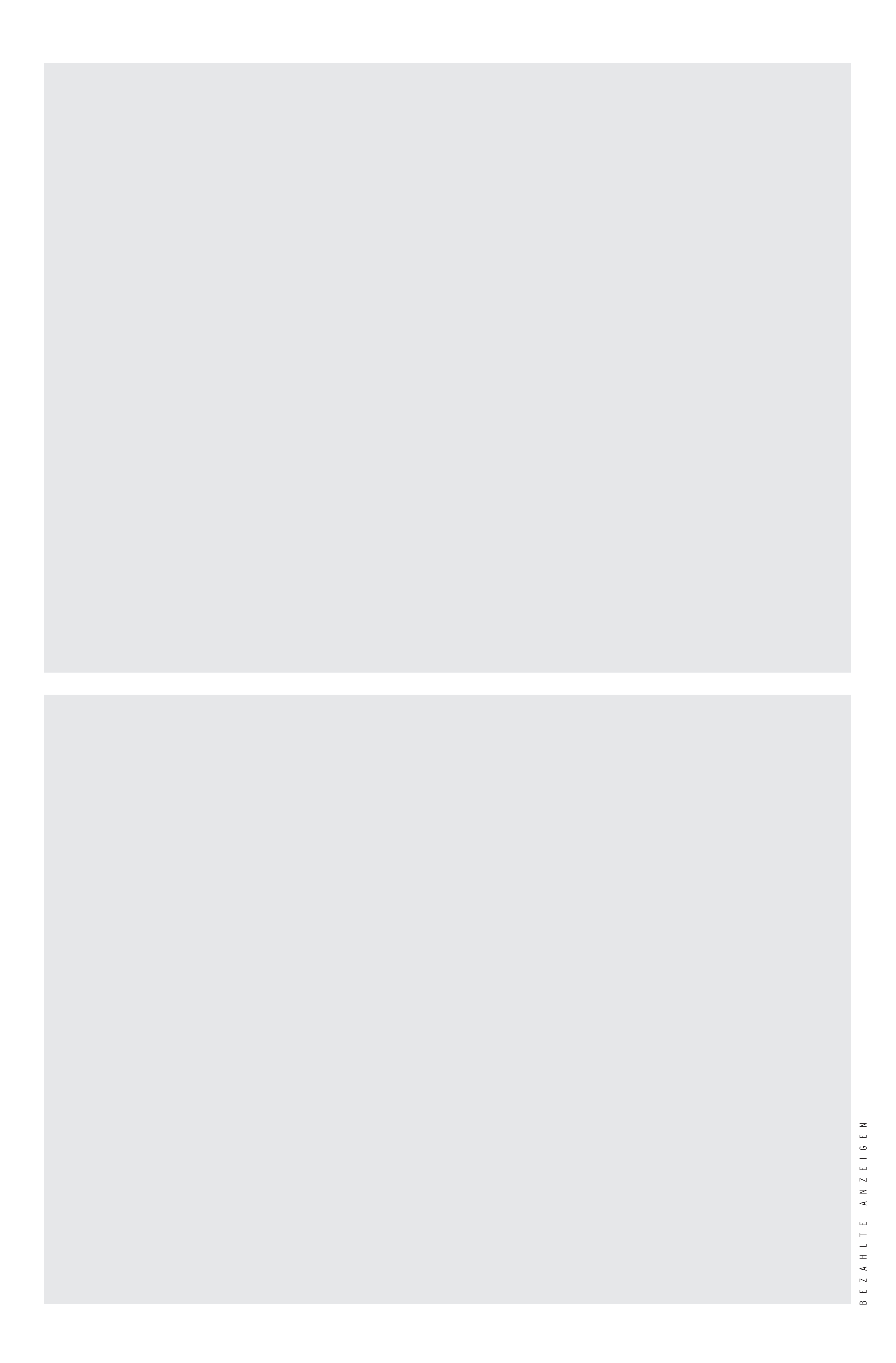
---

[1] Das menschliche Genom hat 3300 Zeilen Code – wenn man es in Zeilen schreiben würde. Vgl. Jeff Desjardins: How Many Millions of Lines of Code Does It Take?, Visual Capitalist, 8.2.2017, *http://www.visualcapitalist.com/millions-lines-of-code/*.

[2] Wie Google diesen riesigen Haufen Code managt und koordiniert, hat Cade Metz für Wired beschrieben. Cade Metz: Google Is 2 Billion Lines of Code — And It's All in One Place, Wired, 16.9.2915, *https://www.wired.com/2015/09/google-2-billion-lines-codeand-one-place/*

[3] Einen guten Überblick über den Stand der KI-Diskussion findet man im Blog Waitbutwhy. Der Autor Tim Urban nimmt eher einen optimistischen Standpunkt ein. Tim Urban: The AI Revolution: The Road to Superintelligence, Wait but why, 22.1.2015, *https://waitbutwhy.com/2015/01/artificial-intelligence-revolution-1.html*

[4] Fact Check: Did Facebook Shut Down an AI Experiment Because Chatbots Developed Their Own Language?, Snopes, 1.8.2017, *http://www.snopes.com/facebook-ai-developed-own-language/*



Der transhistorische Knüppel

Wessen »Freund und Helfer« die Polizei geschichtlich betrachtet ist, fragt *Mladen Savić.*

Das Hamburger Gipfeltreffen des G20-Kartells – ohne UNO-Mandat oder völkerrechtliche Deckung – ist zwar vorbei, nicht aber sein schaler Nachgeschmack. Von Inhalten und Resultaten nicht die Spur. Dafür viel spießige Empörung über die Ausschreitungen auf der Straße, und dies (!) in einem dysfunktionalen Wirtschaftssystem, dessen große Kontinuität darin besteht, brutal über die Köpfe der es erhaltenden Menschen hinweg zu entscheiden. Die Gewalt in der Stadt ist bald in aller Munde. Regierung und Presse reagieren geradezu gleichgeschaltet. Kein gutes Zeichen! Ach ja, dann wäre da noch eine folgenlose Unterhaltung der beiden bonapartistischen Politbusinessmen Trump und Putin gewesen, samt entzückendem Gruppenfoto mit den anderen modischen Selbstinszenierern wie Macron und Erdoğan…

Wochenlang wird in Deutschland auf allen Kanälen unablässig nach Gesetzesverschärfungen gegenüber Demonstranten und deren Grundrechten gerufen und der Staatsschutz lapidar als Gegenstück zum Versammlungsrecht genannt, so als wären Freiheit und Gesellschaft längst Gegensätze geworden. Dabei zeugen Strafjustiz und Polizeiapparat, quasi als zivilisatorischer Hohlspiegel, vom jeweiligen Zustand eines Rechtssystems und dem entweder demokratischen oder diktatorischen Weg, den die Gesellschaft graduell einschlägt. Dessen ungeachtet sollen die Befugnisse der Exekutive abermals ausgeweitet und die soziale Kontrolle der Exekutivorgane wieder ein Stückchen verringert werden, etwa durch Abschaffung der Kennzeichnungspflicht im Polizeidienst. In so mancher Hinsicht erweist sich die letztlich sinnlose Zusammenkunft globaler Magnaten als symptomatisch für die Kluft zwischen der Masse der Lohnabhängigen und den Figuren der Macht, als repräsentativer Zeitstempel einer autoritären Wende und obendrein als tagespolitischer Flop. Nichts wird sich ändern, denn es geht um Handel, Profite, Kapitalisierungsraten.

Die ganze Gewaltdebatte seither ist müßig, wenn sie nur unter Denkverboten und ideologischen Scheuklappen geführt wird: auf der einen Seite von Linken, die sich entweder wundern, dass der Staat sein Gewaltmonopol durchaus ernst meint, oder, um ebendem entgegenzuwirken, sich argumentativ einen Blankoscheck ausstellen für programmatisches Ausfransen, strategische Ziellosigkeit und narzisstische Gewaltexzesse, für einen »Protest auf der Nullebene«, wie Žižek meint; und auf der anderen Seite von Staatsfetischisten aus Politik und Medien, die plötzlich der Polizei pauschal einen Heldenstatus zusprechen wollen und in bedeutungslosen Zusammenstößen weitab der Mächtigen sogleich revolutionären Terror vermuten, wo gar keiner ist – wohl, um den Rechtsstaat vom Innenministerium her nach und nach auszuhöhlen. Insgesamt haben die entscheidenden Problematiken in Hamburg 2017 eine untergeordnete Rolle beibehalten, während die spektakulären Bilder von Straßenschlachten, Brandsätzen, Wasserwerfern sowie autonomen und staatlichen Schlägertrupps prädominant geblieben sind.

Wenn man bedenkt, wie galant angesichts der 130 Millionen Euro an Sicherheitskosten und auch wie martialisch sich die deutschen Gastgeber schon im Vorfeld gebärdet haben, lässt sich die spätere Eskalation erklären: mit einer 38 km² großen Sperrzone mitten im Stadtgebiet, mit eigens errichteten Haftbauten für Demonstranten, den »Gefangenensammelstellen«, mit gerichtlich genehmigten und nachträglich gekippten Camping- und Demonstrationsverboten, mit nahezu 20.000 Polizisten und militarisierten Spezialeinheiten in wechselhaft rechtsfreien Räumen, ganz zu schweigen vom legalistischen Scharfmacher und Gesamteinsatzführer der Polizei, Hartmut Dudde, der die »Hamburger Linie« weitgehend zum Synonym für eine autokratisch-drakonische Vorgehensweise der Staatsgewalt gegen linke Dissidenz gemacht hat. Kein Wunder, dass die einstige »Münchner Linie« von Georg Sieber zur Vermeidung polizeilicher Provokationen dem anrückenden Überwachungsstaat und seiner geschichtsvergessenen Öffentlichkeit nicht einmal mehr ein Begriff ist.

Bild: Gemeinfrei

Reliefdarstellung eines makedonischen Schildträgers auf dem »Alexandersarkophag«, Archäologisches Museum Istanbul.

Der anwaltliche Notdienst vermerkt zum Beispiel, dass die Haltung der Justiz in Hamburg »politisch motiviert« gewesen sei, so Strafverteidiger Lino Peters. Verhaftete haben mitunter 10 Tage in derselben Unterhose ausharren müssen, oder sie sind überhaupt an der Rechtsbeihilfe und am Anwaltsanruf gehindert, physisch genötigt und sexuell belästigt worden. Die meisten Ermittlungsverfahren gegen Beamte in Uniform – vorerst nur 35 – betreffen den Vorwurf amtswidriger Körperverletzung, auch wenn Hamburgs Bürgermeister Olaf Scholz unbeirrt vor sich hin lügt, es habe »keine Polizeigewalt« gegeben. Falschaussage wird hier schnell zum Meineid, und dies bleibt dem Gesetz nach ein Verbrechen. Dem rechten »Sozialdemokraten« aus einer Textilunternehmerfamilie ist insofern eine Aussage vor dem Untersuchungsausschuss zu wünschen.

Die Polizei hat hart durchgegriffen und sichergestellt, dass Präsidenten und Bankiers in der Elbphilharmonie ungestört Beethoven lauschen können, während draußen »demokratische« Knüppel und Gummigeschosse auf die Demonstranten niederregnen. Als würden sie weniger wehtun, wenn sie im Namen der Demokratie verletzen! Den Linken selbst, denen der kapitalistische Staat laut Marx als Staat des Kapitals und der Kapitalisten gelten sollte, als »Ausschuss, der die gemeinsamen Geschäfte der ganzen Bourgeoisklasse verwaltet«, laut Lenin prompt als »Instrument zur Unterdrückung der Massen«, fehlt eine derartige Dimension der Politisierung – das Klassenbewusstsein von früher. Die Frage drängt sich auf, warum es den Linken so schwerfällt, die Staatlichkeit als das wahrzunehmen, was sie ist, als Gewaltmonopolistin in einer dezidiert kapitalistischen Gesellschaft?



Leid durch Schönheit: Historische Edinburgh Police Truncheons aus dem 19. Jhdt.

Nach jener imposanten Zurschaustellung imperialer Selbstgefälligkeit beginnt in Nachrichtensendungen und Feuilletons alsbald die Suche nach den geschichtlichen Vorläufern linker Gewaltbereitschaft. Das ist interessant. Die Thematik organisierter Gewalt wird hier ziemlich einseitig eingeführt: Nicht nur wird man mittels medialer Wiederholungsschleifen ideologisch auf Kurs gebracht, indem man darin Maßnahmen zum Abbau demokratischer Fesseln schönfärbt und stattdessen auf Polizeirepression und Präventivjustiz setzt – natürlich, unter Berufung auf die bewusst vage Losung von »Sicherheit«, »Recht« und »Ordnung«. Zugleich ist man bemüht, die obige Büchse der Pandora möglichst geschlossen zu halten, da man weiß, dass auch die tendenziell oppressiven Elemente des Rechtsstaates, Justiz und Polizei, eine eigene Vergangenheit und Vorgeschichte haben. Und diese sieht angesichts ihrer geschichtlichen Neigung, jederlei Regime willig Pate zu stehen, beileibe nicht rosig aus.

Immerhin wirkt es doch auffällig, dass keine Diktatur, auch nicht die faschistische, jemals das Recht auf ihrer Seite gehabt hat, häufig hingegen die vorhandenen Institutionen des Rechtssystems. Jedes Unrecht ist irgendwann legal gewesen. Das autoritär-diktatorische Ideal von Staat und Recht, sein philosophischer Kern sozusagen, hat im deutschen Faschismus nur eine kranke Verwirklichung erlebt. Was die Entwicklung von Polizei und Justiz und die Veränderungen von der deutschen Kaiserzeit bis zur Bundesrepublik anbelangt, hat 1924 Otto Mayer bereits in der Aussage verdichtet: »Verfassungsrecht vergeht – Verwaltungsrecht besteht.« Der Rückfall vom Parlamentarismus in den Despotismus fällt meist um einiges leichter als umgekehrt, wenn, wie Lenin es formuliert, »die ganze Unterdrückungsmaschine: die Armee, die Polizei, die Beamtenschaft« unangetastet bleibt. Wer nachforscht und in einem Lexikon nachlesen will, stellt unter Umständen schockiert fest, dass es offiziell keine allgemeine Geschichte der Polizei gibt. Sie offenbart sich als Infopuzzle. Der linken Kritik am Staat als solchem oder an seinen exekutiven, bürokratisch-militärischen Einheiten fehlt mit einem Schlag der enzyklopädische Beleg. Der Hergang der Institution wird informatorisch zerkleinert, getrennt, verschleiert. Wessen »Freund und Helfer« ist die Polizei also aus geschichtlicher Perspektive? Wie urteilt die kollektive Erfahrung?

Seit Anbeginn stellt die Polizei ihrer Funktion nach ein Herrschaftsorgan dar, das eingesetzt wird, um die leibliche Unversehrtheit eines Herrschers und seiner Privilegien gewaltsam zu garantieren. Stichwort: Abschirmung durch Waffengewalt. In ihrer Eigenschaft, Einrichtung zu sein zum Schutz vor der Gleichheit, ist die Polizei älter als der Staat selbst, mit der Rotte verwandt, dem Patriarchat verhaftet. Aufbau und Wirken der Polizei orientieren sich entsprechend und ungebrochen am Vorbild des Militärs, dessen Werte, Hierarchie und Korpsgeist sie teilt. Schriftlich erwähnt, taucht die polizeiliche Organisation zum ersten Mal als Schutztrupp von Pharaonengräbern im Jahre 1340 v. u. Z. auf. Die älteste überlieferte Leibgarde – Urform der Polizei – ist jedoch die im biblischen Buch Samuel und im Tanach erwähnte Leibwache des Königs David. Als weitere bekannte Gardetruppen der Antike zu nennen sind die Apfelträger des persischen Königs und die Schildträger Alexanders von Makedonien oder die Prätorianer von Rom als Leibwache des Kaisers.

1373 wird auf Weisung des französischen Königs die Maréchaussée formiert, eine Kampftruppe, die die Aufgabe hat, jederlei Aufstand und Unruhen mit Gewalt im Keim zu ersticken. Diesen Namen trägt die holländische Gendarmerie übrigens bis heute. Bei den Inka, am anderen Ende der mittelalterlichen Welt, ist der einzelne Polizeifunktionär von Staats wegen angestellt gewesen, zehn Familien Tag und Nacht zu bespitzeln. 1667 führt Louis XIV eine politische Polizei ein, deren Elitecharakter manifest wird in ihrem Schutzmechanismus gegen den ideellen Fortschritt und die Modernisierung sozialer Strukturen. Herrschaftssicherung ist ihr einziges Ziel. 1810 geht in Russland die Geheimpolizei des Zaren an die Arbeit, ohne vor Terror gegen Regimefeinde zurückzuscheuen. Auslöser der Gründung der österreichischen Gendarmerie wiederum sind die revolutionären Ereignisse von 1848, der Vormärz, gewesen.

In dieselbe staatstragende Kerbe schlägt die Vernichtung der Münchner Räterepublik durch die Exekutive und auch die Niederschlagung des Ruhrkampfs 1920 und der Aufstände in Sachsen, Thüringen und Hamburg 1923 sowie des Blutmais von Berlin 1929. Die Gestapo bleibt jedoch an Gräueln unübertroffen. Auch die Schwabinger Krawalle von 1962 oder die Pariser Studentenunruhen und Arbeiterstreiks von 1968 sind Aspekte einer besonderen Geschichte der Polizei: ihrer elitären Aufgabe, die Eigentumsverhältnisse zu sichern und ihre Profiteure zu schützen. Im operativen Sinne lässt sich schwerlich sagen, dass sie als Institution sich grundlegend gewandelt hätte. Niemals betreffen ihre internen Skandale das linke Spektrum, sondern stets den rechten Sumpf. Das ist kein Zufall. Ihr Hang zum Autoritarismus ist historisch bis zum Schluss. Ihre Tätigkeit ist durchwegs systemstabilisierend. Wird der Staat autoritärer, folgt sie ihm darin auf den Schritt.

Auf kaltem Wege – ohne ausdrückliche Gesetzesänderung, durch extensive Auslegung bestehender Rechtsvorschriften – wird der Polizei immer wieder zu einer gefährlichen Machtfülle verholfen. Dieser Rückschritt popularisiert ein falsches polizeiliches Prinzip: dass, was zweckmäßig ist, auch rechtmäßig sei. Die Beachtung des gesetzlichen und verfassungskonformen Gebots der Geeignetheit, Erforderlichkeit und Verhältnismäßigkeit lässt sich unter solchen Bedingungen nicht mehr ohne weiteres voraussetzen. Eine wahre Demokratie darf aber weder außerordentliche Rechtsbehelfe dulden, noch juristische Eilprozesse im Container, gleich neben einer Gefangenensammelstelle. Wie das schon klingt!

Bei Drava ist mit »Feuer am Dach« soeben ein neuer Band mit Essays, Reflexionen, Polemiken von Mladen Savić erschienen.

Konsequente Souveränisten

David Hellbrück über Staatsverweigerer, Selbstverwalter und Reichsbürger als militante Querulanten (Teil 2).

Mittlerweile sind auch (Sicherheits-)Behörden und Journalisten in Deutschland dazu übergegangen, zwischen Reichsbürgern und Staatsverweigerern zu unterscheiden. Laut der *Welt am Sonntag* vom 23. Juli 2017, wo man aus einem vertraulichen Lagebericht des deutschen Bundeskriminalamts (BKA) zitiert, werden Reichsbürgern neuerdings »äußerste Gewalt« und auch »terroristische Aktionen« zugetraut. Im selben Lagebericht, ein paar Zeilen weiter, stuft das BKA Selbstverwalter dennoch gefährlicher als Reichsbürger ein: »Während Reichsbürger ein autoritäres Staatsverständnis haben und die Behörden zumindest grundsätzlich als notwendig erachten, lehnen Selbstverwalter (fremd-)staatliche Bevormundung ab und sind zum Teil bereit, ihre Autonomie auch mit Waffengewalt zu verteidigen.« Auch wird angemerkt, dass die Grenzen zwischen Reichsbürgern und Selbstverwaltern fließend seien.

Was man auf den ersten Blick für einen Widerspruch oder Begriffsklauberei halten könnte, folgt dennoch einer Logik: »Terroristische Aktionen« und »äußerste Gewalt«, die den Reichsbürgern laut BKA zugetraut werden, sind dem Staat zumindest nicht unvertraut und erscheinen ihm dadurch erstmal weniger bedrohlich. Doch dieser Erklärungsversuch allein würde sich schlicht blamieren. Reichsbürger, deren Handlungen vor allem darin bestehen, dass sie staatlichen Behörden wie Wüterichs *gegenübertreten*, sorgen mit ihrem Verhalten nicht nur für Aufsehen, sondern werden damit bei den Behörden regelrecht vorstellig.[1] Sie benötigen staatliche Institutionen geradezu als Abstoßungs- und Reibungsmoment, um daraus ihre Legitimation zu begründen. Man könnte glatt meinen, dass sie den Sprung zum klandestiner auftretenden Selbstverwalter nicht schaffen; sie halten dem virtuellen Stammtisch die Stange und lechzen nach persönlicher Geltung. Durch die Ablehnung staatlicher Autorität und dem Streben nach Autarkie, die, einmal erreicht, auch durch die Bereitschaft gekennzeichnet ist, sie mit Waffengewalt zu verteidigen, agieren Selbstverwalter tendenziell unter dem Radar staatlicher Sicherheitsbehörden.[2] Selbstverwalter, und so lautet die Botschaft des Lageberichts, entsagen grundsätzlich den Formen kapitaler Vergesellschaftung und setzen vor allem auf eines, auf Autarkie (und nicht etwa, wie vom BKA behauptet, bloß auf Autonomie). Damit treten sie in direkte Rivalität zum Staat, proklamieren eine alternative Form des Wirtschaftens und Lebens, spielen sich zum Gegensouverän auf.

Was dennoch Reichsbürger, Staatsverweigerer und Selbstverwalter eint, ist die Ablehnung des Staates und die vehemente Abwehrhaltung gegen staatlich geduldete Formen politischer Organisation – sei sie außer- oder parlamentarisch organisiert. Die schiere Unberechenbarkeit, die von diesen Querulanten ausgeht, ist dafür verantwortlich, dass auch rechtsextreme und -populistische Parteien, von NPD bis AfD über FPÖ, mit ihnen nicht auf Tuchfühlung gehen wollen, sondern sich ihrer schnellstmöglich entledigen. Johann Titz, Obmann der FPÖ-Ortsgruppe aus Bierbaum in der Steiermark, erklärte gegenüber der Krone, dass Österreichs wohl bekannteste Staatsverweigerin Monika Unger, die den Vorsitz des *Staatenbund Österreichs* innehat und selbst mit »monika:unger« unterschreibt, untragbar für seine Partei sei. Wo dennoch der Konnex zwischen Populismus und Querulantentum besteht, wäre erst noch zu zeigen.

Seit geraumer Zeit sprechen Österreichs Justiz und Medien, ganz anders als in Deutschland, von Staatsverweigerern, was nicht bloß eine alpenrepublikanische Idiosynkrasie darstellt, sondern erkennen lässt, dass man den Kern der Querulanten-Ideologie unlängst durchschaut hat und sie als politischen Feind seit dem vermehrten öffentlichen Auftreten denunzieren konnte – damit hatte man in Deutschland so seine Probleme und es kann für Souveränisten durchaus als Erfolg gewertet werden, dass man sie lange Zeit in die Spinner-Schublade steckte. Im österreichischen Graz werden hingegen gerade großangelegte Sammelprozesse gegen 165 Staatsverweigerer vorbereitet, acht davon sitzen derzeit in Untersuchungshaft.

Österreichs konsequente Souveränisten berufen sich überwiegend auf ein Naturrecht und behaupten, man könne das Statute Law als Privatperson (ähnlich einem Kaufvertrag) einfach aufkündigen, um fortan das eigens gesetzte Common Law geltend zu machen. So soll der Österreichischen Republik entsagt werden, sie sprechen vermehrt von sich selbst als Mensch. Die Idee von der Fortexistenz eines Großdeutschen Reiches findet sich in Österreich überhaupt nicht, dennoch hindert das die österreichischen Vertreter nicht daran, mit den deutschen Querulanten in diesem Anliegen zu sympathisieren. Viel häufiger als in Deutschland betreibt man südlich der Alpen Kommunen, freilich ohne dass die Sexualität – wie noch in den 1960er Jahren – zum zentralen Dreh- und Angelpunkt des autoritärsittlichen Zusammenlebens wird. Ähnlich wie in der Schweiz verfallen die Querulanten in Österreich mehr der Anthroposophie, erwecken überhaupt nicht den Eindruck, militante Rechtsextremisten zu sein, was dennoch nicht heißen soll, dass sie nicht antisemitischen Verschwörungstheorien anhängen – ganz im Gegenteil. Sie erinnern viel mehr an die Hippiebewegung, sind allerdings – trotz spiritueller Hirtenführer – vollends desexualisiert. Einer der – wohlgemerkt! –Verfassungsgrundsätze des *Staatenbund Österreichs* lautet: »Jeder Mensch hat den Anspruch in Freiheit, Liebe, Freude, Glück, Wohlstand, Respekt, Würde, Achtsamkeit und Wahrheit auf Mutter Erde zu leben und seine Lebensaufgabe zu verwirklichen.«[3]

In Österreich existieren eine Reihe von Gruppierungen, die in Deutschland bislang keinen Fuß fassen konnten. Neben dem bereits erwähnten Staatenbund Österreich, der die zentrale Vereinigung der neun Bundesländer darstellt und deren Vorsitzende auf Lebenszeit Monika Unger ist, gibt es Anhänger des *One People's Public Trusts* (OPPT), das *International Common Law Court of Justice Vienna* (ICLCJV), einen »internationalen Justizgerichthof für Naturrecht, Menschenrecht, Völkerrecht und allgemeingültige Rechtssprechung«, und die *Freemen on the Land* (kurz Freemen).

Der OPPT, der seinen Ursprung in den USA hat, behauptet, dass alle Regierungen und Banken gepfändet seien, Anhängern versprach man zuweilen 10 Milliarden Dollar in Gold und Silber. Ihre horrenden Forderungen trugen sie in ein für jedermann zugängliches US-amerikanisches Schuldenregister ein; das notwendige Formular kann binnen Minuten digital über das Internet ausgefüllt werden. Da keine Regierung oder Bank auf die Forderungen reagierte, vertrat man die Auffassung, dass das einer ‚stillen Zustimmung' zu einem Vertrag entspräche. Demnach hätten alle Schuldner den erhobenen Forderungen zugestimmt. Im Anschluss sei es zur Zwangsvollstreckung der ausbleibenden Forderungen durch den OPPT gekommen und hiernach sei auch die Republik Österreich mittlerweile aufgelöst. Einer der Fürsprecher des OPPT in Österreich ist Franz Hörmann, der außerordentlicher Professor an der Wirtschaftsuniversität Wien ist und für »zweifelhafte Aussagen über den Holocaust«[4] vom Dienst kurzzeitig suspendiert wurde.

Das ICLCJV macht seit Mitte 2014 von sich reden und glaubt unter anderem durch die UNO, Russland und dem Internationalen Gerichtshof in Den Haag legitimiert worden zu sein, weil sie ihrer Gründung nicht binnen einem Monat widersprochen hätten. Zur weiteren Tochterorganisation zählt auch die *International Sheriff Association*, gemeinsam hatte man öffentlichkeitswirksam versucht, eine Rechtsanwältin, die eine Zwangsvollstreckung bei einem befreundeten Souveränisten durchführen sollte, auf einem Landgut, einem Bauernhof in Waidhofen-Hollenbach (Niederösterreich), juristisch zur Verantwortung zu ziehen und ihr den öffentlichen Prozess zu machen – 40 Sympathisanten waren dazu angereist. Im April 2017 verurteilte das Landgericht Krems sechs der acht Angeklagten, die dem Schauprozess auf dem Bauernhof beiwohnten, zu Haftstrafen bis zu 20 Monaten, davon 15 Monate bedingt.

Die Haftstrafen der österreichischen Justiz haben Teile der Staatsverweigerer zumindest vor Gericht kleinlaut werden lassen, wenn nicht sogar zur Einsicht bewegt, selbst einer Sekte angehört zu haben. Einzig die vom Staat ausgeübte Gewalt, die sie so beständig verdrängen, bläut ihnen ein, dass der Staat doch noch existiert und das Verhältnis zwischen Staatsbürgern und dem Staat selbst nicht etwa vertraglich aufgekündigt werden kann.

Freemen tauchten in den USA das erste Mal in den 1970er Jahren auf und berufen sich in erster Linie auf das Common Law. Sie hegen die Theorie, dass ein und derselbe Mensch in Person und natürliche Gestalt gespalten, die Person durch die Geburtsurkunde vom Staat konstruiert sei und jeder von Geburt an ein strawman-bank-account, eine Art persönliches Aktienpaket, auf das beständig Geld eingezahlt werde, besäße. Der Staat enthalte den Leuten das dort gehortete Geld vor, weshalb die natürliche Person darauf einen Anspruch erheben könne. Sobald sich jemand von seiner juristischen Person durch eine Lebendmeldung lossage, sodann nur noch seinen Vornamen benütze, könne er sich aller Schulden und gleichsam der Justiz entledigen, da der Staat nur die juristische Person haftbar machen könne. Diese Ideen werden von österreichischen Vertretern weitergesponnen, um immer wieder im Selben zu münden: der Leugnung des Staates.

Zentral ist für die österreichischen, aber auch die deutschen Souveränisten, die sich schon längst dazu entschlossen haben, der Logik des Staates zu folgen, dass sie sich – auf welchen Umwegen auch immer – auch durch äußerst konkrete Autarkiebestrebungen von der gängigen Praxis kapitalisierter Vergesellschaftung lossagen. Erfolgreichere autarke Gebilde versuchen alsbald selbst staatliche Aufgaben (Infrastruktur, Währung, Bildung usw.) zu übernehmen und rufen zuweilen – wie das Königreich Deutschland Peter Fitzeks – ganze Stadtverwaltungen dazu auf, in ihr bestehendes Reich zu übersiedeln. Komplementär zur Autarkie übt man sich in Österreich in einer naturverbundenen Ideologie; in Vorträgen über ökologische Gartenpflege, naturnahes Leben und spirituelle Energien wird Werbung für die Kommune gemacht. Lange harren die Selbstverwalter dort nur selten aus, folgt niemand dem obersten Souverän mit voller Bereitschaft zur Selbstaufopferung – zu gerne ist man sein eigener Souverän. Wie es allerdings zur Transformation des Normalbürgers von heute in den Souveränisten von morgen kommt, wäre aber überhaupt erst noch zu bestimmen.

---

[1] Überraschend schnell verfügten Polizeidienststellen über ‚Reichsbürger-Karteien'.

[2] »Since most people don't have any direct contact with government other than with local law enforcement, officers are at a particularly high risk of bearing the brunt of sovereign citizen anger.« *www.forbes.com/sites/jjmacnab/2012/02/13/what-is-a-sovereign-citizen/*

[3] *www.staat-salzburg.at/regelwerk*

[4] *http://wien.orf.at/news/stories/2519473/*

Blauer Abgrund, meine Bucht

Von Elena Messner ist letztes Jahr das Buch »In die Transitzone« erschienen. *François Grosso* hat die Autorin interviewt.

In den letzten Jahren sind im Verlag Edition Atelier, der auch deine Romane publiziert, mehrere Werke erschienen, die sich mit der Flüchtlingsthematik befassen. Wie würdest du deine Herangehensweise an diese Thematik definieren, wie ist die Idee zu deinem Roman »In die Transitzone« entstanden?

Ein konkreter Anlass für meinen zweiten Roman war mein Umzug nach Marseille. Ich wollte ausprobieren, wie es aussehen könnte, eine Stadt im Süden Europas als Modell heranzuziehen, um die Auswirkungen des europäischen Grenz- bzw. Migrationsregimes zu beschreiben. Eine Hafenstadt am Mittelmeer, eine Industriestadt, eine Grenzstadt und eine Touristenstadt – das war der optimale Rahmen dafür. Während ich am Roman gearbeitet habe, hat sich die Situation in Europa im Hinblick auf Fragen nach Migration aber ziemlich rasch geändert, bis hin zum Höhepunkt der Migrationsbewegungen im Sommer 2015 und deren politische Folgen. Das hat auch meine Arbeit am Roman geändert.

Dein Roman erzählt viel vom Politischen und dessen Widersprüchen in Ausnahmesituationen wie der so genannten Flüchtlingskrise, die du ansprichst. Nicht nur die Spannungen, die in der Gesellschaft zwischen Helfenden und Ablehnenden entstehen, sondern auch die politische Vereinnahmung oder die Korruption werden genau beschrieben. Figuren wie der Großunternehmer Lolly-Garche wollen von der Situation wirtschaftlich profitieren; andere wie der Vizebürgermeister Charbonnier oder der Polizist Pakka sind zerrissen. Sehr gelungen fand ich, dass sich der Roman nicht nur auf zwei Lager beschränkt, sondern auch versucht, der Komplexität der Situation gerecht zu werden. Jenseits des Politischen habe ich den Eindruck bekommen, es gehe in deinem Roman an erster Stelle um Zivilcourage und Solidarität.

Ich habe Menschen, die sich in einem politischen Kampf engagieren, als Hauptfiguren eingesetzt, es werden organisierte Fluchthilfe und Menschenrechtsaktivismus, oder auch sozial engagierte Tätigkeit in Form von Dolmetschen oder Rechtsberatung für Flüchtlinge thematisiert. Der Roman ist, wenn man die Handlungen der Figuren systematisch zusammenklaubt, auch ein Katalog von möglichen Protestformen, die sich für mehr Solidarität einsetzen, auf lokaler wie auch globaler Ebene. Das alles wird mit der Erzählung über traditionelle Formen von Politik parallel geschaltet, etwa dem Gewerkschaftswesen oder dem traditionellen Parteiwesen. Ein Thema des Romans ist politische Arbeit überhaupt, eine Suche nach Wegen, sich für mehr Gemeinsamkeit zu engagieren. Meine Figuren sind deswegen sehr breit aufgestellt, und zwar hinsichtlich ihrer Herkunft, ihres sozialen Standes, ihrer politischen Einstellungen und ihrer Beziehungen zueinander.

Ist es möglich, deinen Roman als Metapher, als Allegorie des Fremden auszudeuten? Das Ankommen von Flüchtlingen bringt tatsächlich ein bestehendes System ins Wanken und stellt es vor allem in Frage. Du sprichst auch bei der anfänglichen Euphorie der Aktivistengruppe, der sich Daniel anschließt, von einer »Demontage aller Ideen, denen wir bislang gefolgt sind!« (78)

Es würde mich freuen, wenn man mein Buch so liest: als Allegorie, einerseits auf das europäische Grenzregime – und andererseits auf Europas »Andere«, nicht nur der Migrant_innen als Andere, sondern des politisch »Anderen« – des solidarischen und offenen Europas.

Makrique ist eine Hafenstadt, in der in den letzten Wochen und Monaten vor Beginn der Handlung viele Flüchtlinge über die Meeresroute gelandet sind. Obwohl Daniel, die Hauptfigur deines Romans und Beauftragter einer internationalen Organisation, über das Binnenland in die Stadt gekommen ist, spielt die Eröffnungsszene in einer Bar am Meer. Schon am Tag danach wird Daniel von der Figur Bakary in einem Boot mitgenommen und muss einer makabren Szene beiwohnen. Das Meer als Bedrohung ist in deinem Roman allgegenwärtig. Von Anfang an wird auch das Mittelmeer als »blauer Abgrund« (16) bezeichnet.

Ich wollte das Meer im Hinblick auf das Thema Mobilität in all seinen Bedeutungen für Menschen darstellen: Einerseits als Transportweg und damit Arbeitsplatz für die Hafenarbeiter des Industriehafens, für die es Bedrohung und Chance zugleich bedeutet. Dann als Sehnsuchtsmoment und Idylle in Form des Alten Hafens, der als touristisches Zentrum einer Stadt gezeigt wird – nicht umsonst wird die Hauptfigur auch scherzhaft von vielen als »Tourist« bezeichnet. Und eben zugleich als Bedrohung und Grab von jenen, die den Tourismus, diese Idylle stören würden, die daran nicht teilhaben dürfen. Das Meer in Makrique ist kein Ort der Freizeit und des Wassersports mehr, weil seine Bedeutung als Grenze eines Kontinents überwiegt.



Macrique alias Marseille: Die Eröffnungsszene von »In die Transitzone« spielt in einer Bar am Meer.

Woher kommt der Name Makrique? Für mich als Französischsprachiger klingt das nach »ma crique«, das heißt »meine Bucht«. Für einen Hafen passt das gut…

Ja, diese Übersteigerung wollte ich erzielen, eine ironische Überaffirmation der Vorstellung einer idyllischen Bucht, die man für sich sucht, das rettende Ufer. Im Wort klingt aber neben dieser sehr positiven Bedeutung auch das deutsche Wort »Krieg« mit, also eine sehr negative Konnotation, eine Störung dieser Vorstellung eines Orts der Geborgenheit.

Der Handlungsraum scheint ständig zwischen Realität und Fiktion zu oszillieren. Makrique, die Hafenstadt ist fiktiv – Europa, Afrika und der Mittelmeerraum, die die Stadt und das sie umgebende Land umgeben, werden aber konkret benannt. Das Land, in dem sich Makrique befindet, erinnert an das heutige Frankreich. Es wird sowohl auf die koloniale Geschichte in Algerien verwiesen (195), als auch auf aktuelle Konflikte: es herrscht nach einigen Attentaten der Ausnahmezustand (148) und es wird gegen die Arbeitmarktsreform (loi travail) demonstriert (121). In deinem Roman werden fast alle Länder der Mittelmeerküste genannt, nur Frankreich bleibt unbenannt.

Auch das ist bewusst so gemacht, um den allegorischen Charakter des Romans zu stärken. Ich wollte, dass die heutigen und auch die historischen Konflikte erkennbar bleiben, damit der Text nicht zur überdrehten, wirklichkeitsfernen Dystopie oder einem sensationalistischen, apokalyptischen Unterhaltungsroman wird. Dann kommt noch dazu: Die Stadt Makrique hat sich im Roman autonom erklärt, sie ist für eine kurze Zeit keinem europäischen Nationalstaat mehr zugeordnet. Es wird schon zu Beginn erwähnt, dass die Stadt nur noch eine Grenze ist. Und Grenzen sind ja nicht im engeren Sinne staatlich, sondern Schnitt- und zugleich Trennlinien. Deswegen bleibt diese Stadt auch zu einem gewissen Grad am Rand einer staatlichen Zuordnung, auch wenn spürbar bleiben darf, dass das Land, in dem Makrique liegt, historisch, kulturell und politisch sehr nah am heutigen Frankreich gebaut ist.

Vieles lässt in deinem Roman an Marseille denken. Gegen Ende des Romans entfaltet Daniel eine Landkarte (189) und die Beschreibung würde genau zu der südfranzösischen Stadt passen. Im Lauf deines Romans werden immer wieder Stadtteile oder Orte beschrieben, die an Marseille erinnern.

Vieles spielt sich in meinem Makrique »draußen« ab, auf den Straßen, Plätzen, am Hafen, am Meer. Das war nur möglich mit Verweisen auf reale, urbane Räume, und so habe ich das Allgemeine aus Marseille destilliert, um daraus das Modell Makrique zu basteln. Es gibt im Süden Europas sehr viele Hafenstädte, auf die die Beschreibung von Makrique auch passen würde. Inspirierend war aber nicht nur die Marseiller Architektur, sondern auch die Probleme, die man hier vorfindet. Neben der Frage der Armut und Korruption war das für mich v.a. die Gentrifizierung als Folge von Ungleichheit, die ich im Roman in Zusammenhang mit Migration bringe: Vertreibung von Bevölkerungsgruppen, deren Abdrängen in die Banlieus, dadurch die Zersiedlung der Stadt, Leerstand im Zentrum, Billig- und Massentourismus, der die Strände zerstört.

Trotz allen Referenzen und Indizien bleibt Makrique eine fiktive Stadt. Es macht aus meiner Sicht auch Sinn, da die Handlung nicht unbedingt der jüngsten Geschichte Marseilles entspricht, das in den letzten Jahren keine große Migrationswelle erlebt hat, im Gegenteil zu Süditalien oder Griechenland. Persönlich finde ich dieses Oszillieren zwischen Fiktion (Makrique und das Binnenland) und Realität (der Mittelmeerraum) sehr klug. So nimmt man deinen Roman als Kunstwerk mit einer sehr aktuellen und politischen Botschaft wahr, und nicht nur als literarische Reportage.

Es ging nicht anders – der Roman ist kein Roman über eine reale Stadt, sondern über eine Modellstadt, die zu einer »Transitzone« wird. Nur in einer imaginierten Stadt kann man auch die Stadt selbst als Kunstwerk inszenieren, bzw. sie als Ort von Kunstaktivismus politisieren. Man könnte die Romanhandlung auch als die Inszenierung zweier großer Kunstaktionen im öffentlichen Raum lesen, wobei die eine Aktion von Personen aus dem linken politischen Spektrum und die andere von Rechtsextremisten der Stadt organisiert wird. Außerdem ging es mir wie gesagt darum, Makrique als Allegorie zu nutzen – das Praktische an Allegorien ist ja: sie schaffen Distanz, sind aber immer auch als ganz konkrete Kritik an realen gesellschaftlichen Umständen lesbar.

Elena Messner, *In die Transitzone.* Roman, 216 Seiten, 20 Euro, ISBN 978-3-903005-21-1, E-Book: 14,99 Euro, 978-3-903005-97-6

Elena Messner, geb. 1983 in Klagenfurt, wuchs in Ljubljana und Salzburg auf, promovierte in Wien, ist als Schriftstellerin, Herausgeberin und Kulturvermittlerin tätig. Sie lebt derzeit in Marseille und unterrichtet am Institut für Germanistik an der Universität Aix/Marseille. Letzte Publikation: In die Transitzone *(Roman, 2016),* Das lange Echo *(Roman, 2014),* Postjugoslawische Antikriegsprosa *(Wissenschaftliche Einführung, 2014).*

François Grosso, 1983 in Nantes geboren, promovierte nach dem Studium der Germanistik und Romanistik in Nantes und Graz, lebt und arbeitet als Deutschlehrer für Flüchtlinge in Wien. Als Schriftsteller publizierte er u.a. Zurückbleiben bitte! *(Roman, 2013).*

STADTWERKSTATT VERANSTALTUNGEN SEPT/OKT

Fr. 01.09.17 :: 23:00 electronic
The Future Sound pres.:
Lefto & Tereza

Sa. 02.09.17 :: 21:00 crossover/punk
Kaligula Album Release
mit Franz Füchse & Wait until Dark

Fr. 08.09.17 :: 23:00
STWST48x3 Nightline

Sa. 09.09.17 :: 23:00
STWST48x3 Nightline

Fr. 15.09.17 :: 22:00 electronic
DJ Taye // Swisha & Kush Jones

Sa. 16.09.17 :: 19:00 alternative
Regio Bash Festival #5
mit Holy Pinto / Slavica / It's the Lipstick on your Teeth / Howling Muffs

Mo. 18.09.17 :: 19:00 diskussion
Strom um sieben

Do. 21.09.17 :: 21:00 modern classic instrumental
The Future Sound pres.:
Lukas Lauermann & Instant Choir

Fr. 22.09.17 :: 21:00 sport & musik
turn table tennis

Sa. 23.09.17 :: 21:00 instrumental
Kid be Kid & Listen to Leena (Solo)

Fr. 29.09.17 :: 20:00 rock/reggae
Rock das Dach Benefizkonzert
mit The Morricones & Cookies 'N Bier & Tschebberwooky

Sa. 30.09.17 :: 20:00 stonerrock
Ultima Radio Album Release
mit Swanmay & The Howling Muffs

Fr. 06.10.17 :: 22:00 noiserock
MoRkObOt & Phobos

Sa. 07.10.17 :: 21:00 soul
O WoW Tanzabend
Soul Lobster DJ Team

So. 08.10.17 :: 21:00 psychodelic/stoner
Monkey 3

Fr. 13.10.17 :: 21:00 postpunk
Blurt

Sa. 14.10.17 :: 21:00 reggae
Urban Affairs

Do. 19.10.17 :: 21:00 alternative
Disco 2008
bands live / party / djing

Fr. 20.10.17 :: 19:00 metal
Shredfest Vol.3
mit Reap / Lost Vital Spark / Darkfall / Athiria / Vanitas

Sa. 21.10.17 :: 21:00
Birthday Qlash

Mi. 25.10.17 :: 21:00 techno
Xpansion

Do. 26.10.17 :: 21:30 avantgroove
Kompost3
feat. Mira Lu Kovacs

Fr. 27.10.17 :: 21:00 electronic
The Future Sound

Di. 31.10.17 :: 20:00 kabarettpunk
KV Willy Fest
mit Heiter bis Wolkig

Impressum versorgerin Nr. 0115 / SEPTEMBER 2017 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, franz xaver . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . basislayout/entwurf: us(c)hi reiter . anzeigen: kurt.holzinger@servus.at . auflage: 8.000 stück . druck: landesverlag wels . blattlinie: die versorgerin berichtet über die aktivitäten der stadtwerkstatt und bringt beiträge zur transformation von kultur und politik. **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ**